Klaus Weigle:
Hein Meyn
oder
Ein infolge großer politischer Veränderungen mühseliger und zudem verspäteter Versuch, eine dem Verstorbenen und der Zeit angemessene Totenrede zu entwerfen.

Der Ruf eines Menschen liegt immer in den Händen derjenigen, die ihn überleben.
Sir Peter Ustinow

12. Januar 1993. Die Motorjacht MARINA hat den kleinen Niendorfer Hafen verlassen und befindet sich mit gedrosselter Maschine auf Kurs Nordost. Wir begleiten Hein Meyn auf seiner letzten Reise. Nun findet statt, womit ich mich so oft beschäftigt hatte, worauf ich eingestellt war.

Die kleine Gesellschaft hatte sich am späten Vormittag auf dem äußersten Ende des südlichen Kais, nahe der Hafenausfahrt versammelt. Karin und ich gehörten zu den letzten, die eintrafen. Wir erschraken: Christiane sah sehr erschöpft aus, um Jahre gealtert. Heins letzte Monate und Wochen, sein Tod hatten sie mitgenommen. Wir nahmen sie in den Arm, begrüßten Tochter Heike und Schwiegersohn Sven, den Enkel Tim. Außer ihnen, den nächsten Angehörigen, waren nur sechs nahe Freunde eingeladen worden, an diesem Abschied teilzunehmen.

Am Ruder der Motorjacht eine junge Frau, auf den Ärmeln ihres blauen Marinekollanies vier goldene Streifen. Der Hochglanzprospekt, mit dem das Seebestattungsinstitut seine Dienste preist, stellt sie als Kapitän vor. Ein Radarschirm gibt ihr die Schiffsposition an. Neben ihr ein zweites Besatzungsmitglied. Eine weitere Person unauffällig im Hintergrund, Berufstrauer im Gesicht: Ein Vertreter des Bestattungsunternehmens.

Wir sitzen im Salon des Oberdecks, haben Christiane in unsere Mitte genommen. Mehr als fünfundvierzig Jahre hat sie mit dem Mann zusammengelebt, jetzt ein Häufchen Asche in der vor uns stehenden Amphore. Wir haben unsere Sträuße um die *sterblichen Überreste* gelegt. Die Worte, die die Nebeneinandersitzenden wechseln, drehen sich um Nebensächliches, um Dinge, die mit dem Anlaß unserer Reise nichts zu tun haben. Das hilft über die Verlegenheit, die Menschen bei solchen Anlässen überkommt, und macht es Christiane leichter, Fassung zu bewahren. Nur die Stimmlage ist dem Anlaß angemessen. Der knapp achtjährige Tim greift nach der Hand seiner Großmutter, es scheint, er will sie trösten.

Die junge Schiffsführerin übergibt das Ruder ihrem Bootsmann und zeigt uns auf einer Seekarte das Ziel unserer Fahrt: den außerhalb der Dreimeilenzone in internationalem Gewässer liegenden 20 Meter tiefen Urnengrund. Fischerei und Schiffahrt würden ihn respektieren, versichert sie uns. Die genaue Position lautet 54° 02.3' N / 10°54.9' E.

Nicht alle unserer zehnköpfigen Gesellschaft haben an dem ovalen Tisch Platz gefunden. Ich verlasse den Salon, stelle mich in Lee an die Reeling. Der Sturm des Vortages hat sich gelegt, der immer noch kräftige Wind reißt – seit Tagen zum ersten Mal – die Wolkendecke auf. Sonne setzt sich durch, ihr Licht bricht sich auf dem bewegten Wasser, läßt es glitzern. Ich hänge meinen Gedanken nach. Vor sechsundvierzig Jahren sind wir uns in Lübeck auf dem Klingenberg im Büro der KPD das erste Mal begegnet, er vierzigjährig und von zwölf Jahren KZ-Haft gezeichnet, ich ein entlaufener Kriegsgefangener, zwanzig Jahre jünger und untergewichtig.

Hein hatte für dieses Abschiedsritual keine Verfügungen getroffen. Damit hatte er sich nicht befaßt, vom Sterben wollte er bis zuletzt nichts

wissen. Für ihn stand ohnehin fest, auf welche Art einem verdienten Genossen die letzte Ehre zu erweisen ist. Das würde in seinem Fall nicht anders sein: Eine Vielzahl von Genossen werde sich vor dem Sarg versammeln, unter ihnen aus Düsseldorf angereiste Präsidiumsmitglieder der Partei, der er fünfundzechzig Jahre lang gedient hatte. Einer von ihnen, so sahen es die ungeschriebenen Gesetze der Bewegung vor, wird Heins Leben in die revolutionäre Geschichte der Arbeiterbewegung einordnen.

Zu den Angereisten wird auch eine Abordnung des „Sachsenhausen-Komitees", der Lagergemeinschaft ehemaliger KZler gehören. Hein stand der deutschen Sektion als Präsident vor. Auf Kranzschleifen und Nachrufen der „Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes/Bund der Antifaschisten", der „Sozialistischen Deutschen Arbeiterjugend" und anderer ihm nahestehender Organisationen wird man ihm versichern, daß er unvergessen bleibt. Die Orgel wird Melodien anklingen lassen, die mit der Arbeiterbewegung, ihrem Kampf und ihren Opfern, verbunden sind: Die Internationale, die *Warschawianka, Brüder in eins nun die Hände* … Klänge, die ihn ein Leben lang begleitet haben.

Nichts von dem geschah nun, und auch ich ergriff nicht das Wort, den Freund zu ehren, wie das für diesen Fall verabredet war, vielen Mitstreitern bekannt und auch lange Zeit unumstritten.

18.Juli 1993. Mein gebrochenes Versprechen hat mir keine Ruhe gelassen. Mit welchen Worten hätte ich dem Leben Hein Meyns gerecht werden können? Warum hatte ich es nicht gewußt und geschwiegen?

Gewiß, ich konnte mich entlasten, mir sagen, die Entscheidung über die Form des Abschieds von Hein habe allein bei Christiane gelegen. Daß sie sich für keine der üblichen Totenfeiern entschied, hing vor allem mit der zugespitzten Auseinandersetzung innerhalb der Kommunistischen Partei zusammen: Beunruhigt durch die Vorgänge im sozialistischen Lager, zutiefst verunsichert durch die gegensätzlichen Positionen von SED und KPdSU, hatten sich „Bewahrer" und „Erneuerer" tiefe Wunden geschlagen. Christiane hatte sich, wie viele andere Genossinnen und Genossen auch, zurückgezogen. Die Wahrscheinlichkeit, daß die in der Partei verbliebenen „Bewahrer" alles daran setzen würden, mich nicht zu Wort kommen zu lassen, wird ein Übriges zu ihrer Entscheidung beigetragen haben. Erleichtert wurde Christiane der Verzicht auf das herkömmliche Ritual auch dadurch, daß schon Heins Vater seiner Frau eine unübersehbare Pappe mit der Aufschrift hinterließ: „*Emmi! Ruhe bewahren!!!*" Schlug man sie auf, war zu lesen: „*Keine Trauerfeier!*"

Das mochte mich entlasten, nichtsdestoweniger hatte ich ein dem Freund gegebenes Versprechen nicht eingelöst.

Heins letzte Jahre fielen in die Zeit einer historischen Zäsur – ein Wort, das die Chronisten wählten, um die Bedeutung der Ereignisse zu unterstreichen. Die Verhältnisse kamen ins Rutschen, Widersprüche brachen auf, niemand war sich sicher, was werden würde, der Ausgang schien offen.

Inzwischen ist das Beben vorüber, eine Epoche versunken, zu Geschichte geworden. Die politische Landschaft hat sich grundlegend ver-

ändert, die Verhältnisse sind dabei, sich neu zu ordnen. Was das heute scheinbar Stabile in Spannung versetzt, ist anderer Natur, muß auf neue Weise gelöst werden oder wird sich zu gegebener Zeit auf andere Weise entladen. Anzeichen dafür gibt es genug.

Was uns, die wir die untergegangene Epoche durchlebt haben, wie ein Gestern erscheint, wird den Nachwachsenden schon bald als etwas weit Zurückliegendes, Schwerverständliches erscheinen. An dem Bild, das den Nachgeborenen geboten werden soll, basteln die Sieger: Sie stürzen Denkmäler, tilgen Namen, bestimmen, was die Begriffe bedeuten, verteilen Zensuren und setzen Tabus.

Was treibt mich, meine Totenrede nachzuholen? Will ich ein Bild unserer Zeit bewahren, auf dem sich das Leben meines toten Freundes gut ausmacht, Glanz behält? Und will ich das, weil auch ich dann vor mir, meinen Kindern und Enkeln bestehe? Kann man überhaupt zuverlässig herausfinden, was ein Mensch wollte und was er tatächlich bewirkte? Und wenn, werden seine Motive nicht verschieden beurteilt werden wie auch die meßbaren Resultate? Wird sie nicht jeder an den eigenen Wertmaßstäben und Interessen messen?

Menschen, deren Andenken über zwei, drei Generationen hinaus gepflegt wird, sind ständig neuer Auslegung ihres Denkens und Handelns ausgesetzt. Ihre Biographien werden zu Spielmaterial von Historikern und Philosophen, zum Selbstbedienungsladen von Politikern im Streit um Gut und Böse und entfernen sich dabei, wie ich vermute, mehr oder weniger weit von dem tatsächlich gelebten Leben.

Wird es in den staatlich vorgegebenen Lehrinhalten einmal heißen: *Im vorigen Jahrhundert geriet eine Anzahl von Ländern unter die Herrschaft von Kommunisten. Am längsten – mehr als siebzig Jahre – litten die Russen und mit ihnen die meisten anderen Völker des 1917 von ihnen zerschlagenen Zarenreiches. Überall dort, wo die Kommunisten die Macht eroberten, errichteten sie totalitäre Regime. Auch ein Teil der Deutschen blieb nicht verschont; er wurde, durch eine hohe Mauer von der westlichen Welt getrennt, fünfundvierzig Jahre in einem Unrechtsstaat festgehalten. Gegen Ende des Jahrhunderts, Anfang der neunziger Jahre, brach die Herrschaft der Kommunisten fast überall auf der Welt in sich zusammen. Freiheit und Recht hatten sich als stärker erwiesen.*

Enkel und Urenkel könnten fragen, ob es unter ihren Vorfahren tatsächlich Frauen und Männer gegeben hat, die sich der totalitären Sekte der Kommunisten anschlossen. Will ich, indem ich mein gebrochenes Versprechen nachhole und eine Totenrede für Hein entwerfe, eine Antwort suchen und bereitstellen?

Dieses Versprechen liegt mehr als dreißig Jahre zurück. Hannes Meßnikoff, mein damaliger Schwiegervater, war gestorben. Uns Hinterbliebenen war daran gelegen, daß Hein Meyn die Totenrede hielt.

Unsere Partei war seit fünf Jahren verboten. Wir wurden vom *Amt für Verfassungsschutz* observiert, standen unter Beobachtung, waren geächtet. Ängstliche Menschen mieden uns. Traten wir öffentlich auf, wurden wir wegen Verstoßes gegen das KPD-Verbot bestraft. Eine Vielzahl von Kommunisten hatte sich in jenen Jahren vor politischen Strafkammern zu verantworten und wurde zu Gefängnisstrafen – in einzelnen Fällen bis zu fünf Jahren – verurteilt. Da bot der Tod eines Genos-

sen jedesmal Gelegenheit, offen über ihn und damit über uns, unsere Ziele und auch die Verfolgung zu sprechen, der wir ausgesetzt waren. Wir nutzten diese Gelegenheit.

Hannes Meßnikoffs proletarische Biographie eignete sich dazu. Der 1895 Geborene war ein Kommunist von der Art, der ich als junger Genosse besonderes Vertrauen entgegenbrachte. In seinen jungen Jahren Seemann, später Werftarbeiter, hatte er sein Leben lang schwer gearbeitet. Seit seiner Schiffsjungenzeit Mitglied der Gewerkschaft – er hatte die bestickte Fahne seines Verbandes über die NS-Zeit gerettet, er war Vertrauensmann seiner Kollegen. Auch in der zwischen Flenderwerft, Hochofenwerk und Kraftwerk gelegenen Arbeitersiedlung, dem Rangenberg, genoß er als Kollege und Nachbar Ansehen – selbst bei Arbeitern, die Hitler auf den Leim gegangen waren. Hannes Meßnikoff, nach dem Kriege Vorsitzender der KPD-Stadtteilgruppe, hatte ihnen für die *Spruchkammer* zur *Entnazifizierung* bescheinigt, daß sie sich keiner Denunziation, keiner Schikane schuldig gemacht hatten, daß sie nur mitgelaufen waren. Er sah ihnen Verblendung und Feigheit nach.

Seine Kollegen und Nachbarn erlebten, daß Hannes Meßnikoffs Kommunistsein ihm nur Mühen bereitet hatte. Es hatte ihm Kraft abverlangt, ihn Zeit und Geld gekostet und Anfeindungen ausgesetzt. Auch für die Kollegen, die seine Meinung nicht teilten, gab es nur eine Erklärung für sein Kommunistsein: Die unerschütterliche Überzeugung, daß die Arbeiter eine eigene Partei brauchten, um zu erkämpfen, was allein sie vom Übel der Ausbeutung, der Abhängigkeit vom Kapital befreien konnte: den Sozialismus.

Seine Erfahrungen hatten den bedächtigen Mann Ende der zwanziger Jahre in Konflikt mit seiner Partei gebracht: Er hatte zu jenen gehört, die sich gegen den sektiererischen Kurs der Parteiführung wandten. Bei seinen Genossen in Ungnade gefallen, hatte er sich der SPD angeschlossen. Das blieb in Hein Meyns Totenrede unerwähnt. An solche zeitweiligen Abweichungen von der Parteilinie und vorübergehende Untreue zu erinnern, war nur üblich, wenn ein Lebender erneut schwankte, Zweifel äußerte und gegen die Parteilinie opponierte.

Die Seefahrt – er hatte sie noch unter Segeln erlebt, ich ließ mir gerne von ihr erzählen – und die schwere Arbeit auf der Werft, der gewerkschaftliche und politische Einsatz hatten Hannes Meßnikoff ausgelaugt; er hatte die Tage bis zur Erreichung des Rentenanspruchs gezählt. Doch als es dann so weit war, versagte sein Herz.

Hein Meyn hätte unsere Bitte, Hannes Meßnikoff in der kleinen Kapelle auf dem Kücknitzer Waldfriedhof zu verabschieden, auch ohne die in Aussicht gestellte Gegenleistung erfüllt. Ich weiß heute nicht mehr, warum ich ihm das Versprechen gab. Auf jeden Fall sprach es für unser enges Verhältnis und die Achtung, die ich seinem Leben entgegenbrachte. Meine Zusage, an Hein Meyns Sarg zu sprechen, geriet nicht in Vergessenheit. Sie war bald in den Anekdotenschatz unseres Freundeskreises eingegangen.

Jahrelang hatte ich keinen Gedanken auf die Erfüllung dieser Zusage verwandt, genauer gesagt: bis in die achtziger Jahre hinein. Ich war mir sicher: Wenn es soweit sein würde, werde ich an den Sarg treten. Niemand würde mir den Platz streitig machen, und ich wüßte, was zu

sagen ist. Es entsprach dem Bild, das wir von uns und dem Lauf der Welt hatten. Wir lebten in der Gewißheit, daß sich die Geschichte vorwärts entwickelt, vorwärts auf eine klassenlose Gesellschaft, eine Gesellschaft der sozialen Gerechtigkeit, der Brüderlichkeit und des Friedens. Die Geschichte folgt dabei erkennbaren Gesetzen; ihr Fortschritt ist unaufhaltsam. Sein Vollstrecker konnte nur eine Klasse sein, die kein Interesse an der Aufrechterhaltung der bestehenden, auf privatem Produktionsmitteleigentum beruhenden Gesellschaft hat: die Arbeiterklasse. An uns war es, der Arbeiterklasse – gestützt auf die Lehren von Marx, Engels und Lenin – den Weg zu weisen.

Was bis 1917 nur Idee war, seit der russischen Oktoberrevolution wurde es verwirklicht. Inzwischen war ein beträchtlicher Teil der Menschheit auf dem Wege zum Sozialismus – zwischen Elbe und Wladiwostock, in Afrika und selbst in Amerika, wenn auch erst auf einer der karibischen Inseln. Die Sowjetunion, das Land Lenins, war zur Weltmacht erstarkt und setzte dem Imperialismus Schranken. Darum machte uns auch nicht irre, daß unsere Partei im eigenen Lande isoliert blieb und die Arbeiterklasse sich immer noch vor der *historischen Mission* drückte, die Marx ihr zugewiesen hatte. Es gab keinen Zweifel: Wir befanden uns auf der Straße der Sieger.

Gewiß, die Mängel des *realen Sozialismus* waren unübersehbar, die Idee ließ sich offenbar schwerer verwirklichen als angenommen, Fehler wurden gemacht – aber sie wurden auch immer wieder eingeräumt, was Anlaß zur Hoffnung gab. Wir sagten uns, *die Sache* brauche Zeit, Irrtümer seien unvermeidlich, eine feindliche Umwelt erzwinge manches, was mit unseren Zielen nicht vereinbar ist – vorübergehend.

Das Elend in der Welt, Unterdrückung und Ausbeutung, Folter und Krieg deprimierten uns nicht, sondern waren Ansporn, für die neue Ordnung zu werben und zu kämpfen. Wir wußten, wie die Übel an der Wurzel zu packen, die Leiden ein für allemal zu beseitigen sind, und arbeiteten daraufhin; fühlten uns dabei in einer weltweiten Gemeinschaft aufgehoben – und tatsächlich traf ich bei meiner späteren beruflichen Arbeit als Journalist, auf meinen Reisen in den 70er und 80er Jahren zwischen San Franzisko und Shanghai, zwischen dem Nordkap und dem Kap der Guten Hoffnung überall auf Gleichgesinnte.

Kurzum: Wir lebten in Übereinstimmung mit uns, mit unserem Wunsch nach einer besseren Welt; sie herbeizuführen, darin sahen wir unseren Lebenssinn. Der Tod eines Genossen war für uns jedesmal eine Gelegenheit, diesen Sinn zu beschwören.

Ich erinnere mich an einen Dezembertag des Jahres 1961, wenige Monate nach Hannes Meßnikoffs Tod: In der großen Trauerhalle des Kieler Hauptfriedhofes versammeln sich so gut wie alle, die zu legalen Zeiten dem Parteiaktiv der zuletzt etwa rund siebenhundertachtzig Mitglieder starken Kreisorganisation angehört hatten, sowie zahlreiche Kollegen des Verstorbenen. Rudolf Grimm hatte als angesehener Betriebsrat und Gewerkschafter fast fünfzig Jahre in der Kieler Arbeiterbewegung gewirkt. Unter den Versammelten auch sein Sohn Helmut. Er befand sich wegen „Verstoßes gegen das KPD-Verbot" seit vier Monaten in Untersuchungshaft in Mainz. Staatsanwalt Braun hatte seinen Antrag abgelehnt, sich von dem im Sterben liegenden Vater verabschieden zu

dürfen; nun ließ er ihn an der Trauerfeier teilnehmen. Seine Teilnahme erklärt das auffällige Polizeiaufgebot auf dem Friedhof. Erst nach Protest von Angehörigen nehmen seine Bewacher dem neben seiner Mutter sitzenden Häftling die Handschellen ab.

Ich hatte das inzwischen vergilbte Manuskript meiner Trauerrede aufgehoben, mir sicher, daß die Gedanken zum Tod eines Kommunisten ihre Gültigkeit behalten würden. Es hatte mir bei späteren Anlässen als Vorlage gedient. Was ich über den Betriebsrat Rudolf Grimm gesagt hatte, das traf – von der Anzahl der Jahre abgesehen – für die meisten Kommunisten zu: daß er „*über vierzig Jahre der Versuchung widerstanden hatte, sich den Verhältnissen, die er für besserungswürdig hielt, anzupassen, und mit der Macht, die so Schlimmes verschuldete, Kompromisse zu schließen. Über vierzig Jahre lang hat er sich nicht in der Überzeugung erschüttern lassen, daß die Arbeiterklasse eines Tages die deutschen Geschicke in die Hände nehmen und alles zum Guten wenden wird.*" *Nun habe sein Leben ein Ende gefunden.* „*Doch der Mensch lebt weiter in dem Sinne, daß er Teil eines Ganzen ist, das fortwirkt und in dem seine Kraft, sein Tun und seine Erfahrungen eingeschlossen sind.*"

Ich sprach bei diesen Anlässen nicht nur von den Zielen, dem Kampf und den Opfern, sondern auch von unserer Gemeinschaft, von dem, was uns verband, von unserem optimistischen Lebensgefühl. Unsere Gegner – wohl wissend, welche Kraft wir daraus schöpften – hatten es immer zu zerstören versucht – durch Verbote, Verfolgung, Haft und Folter. Ich bin mir sicher, daß ich den Genossen aus dem Herzen sprach, als ich im April 1964 – die Partei war immer noch verboten – in der großen Halle C des Ohlsdorfer Krematoriums vor einer mehr als hundertköpfigen Trauerversammlung das rastlose und selbstlose Wirken der Gerda Hermann würdigte: „*Dieser Einsatz bedeutete nicht nur Opfer. Er bereichert das Leben.*" Es sei ein großer Gewinn für einen Menschen, die Verhältnisse zu durchschauen, seinen Platz in der Gesellschaft zu erkennen. Und wenn er den Mut und die Kraft habe, mit seinen Erkenntnissen in Übereinstimmung zu leben, dann werde er seine Aufgabe bestimmen können. „*Auch seine Lebensfreude wird eine andere sein, als die derjenigen Menschen, die dem Geschehen in dumpfer Unwissenheit gegenüberstehen und nur wissen, daß das Leben heute leichter oder schwerer, besser oder schlechter ist, als es gestern war oder morgen sein wird. Und das Leben der Wissenden und Kämpfenden wird auch reicher durch die Solidarität ihrer Gefährten. Sie – die für eine Ordnung kämpfen, in der der Mensch aufhört, des anderen Wolf zu sein – bemühen sich in ihrer Kampfgemeinschaft etwas von der Brüderlichkeit vorwegzunehmen – und so schwierig und unzulänglich das auch sein mag, es bereichert sie.*"

Die Trauerversammlungen bestanden nicht nur aus Gleichgesinnten. Denen, die nicht zu unserer Bewegung gehörten, mußte vieles befremdlich klingen. Um ihnen verständlich zu machen, worum es uns ging und warum wir uns unseres Weges sicher waren, zitierte ich Thomas Mann. Der allseits geachtete Autor hatte dazu aufgefordert, bei dem Wort Kommunismus nichts Schreckliches zu empfinden, und bekannt, er zweifele nicht daran, daß die Menschheit sich unaufhaltsam in eine Lebensform hineinbewege, für die das Wort *kommunistisch* noch das zu-

treffendste ist, das heißt in eine Form der Gemeinsamkeit, der gegenseitigen Verantwortlichkeit, des gemeinsamen Rechtes auf den Genuß der Güter dieser Erde, auf der alle ein Heimatrecht haben und deren Verwaltung alle angeht. „*Ohne fortschreitende Einebnung der Klassenunterschiede, ohne Recht auf Arbeit und die Pflicht zur Arbeit für alle*", konnte sich Thomas Mann die Zukunft nicht vorstellen.

Zu Beginn der achtziger Jahre begann ich zu begreifen, daß ich auf die vergilbten Manuskripte früherer Trauerreden nicht würde zurückgreifen können, wenn ich einmal mein Hein Meyn gegebenes Versprechen einlösen müßte; ich hätte an der Wirklichkeit vorbeigeredet. Ich stieß mich an solchen Sätzen wie: „*Die allgemeine Krise des Kapitalismus ist bestimmt durch eine grundlegende Veränderung des weltpolitischen Kräfteverhältnisses zugunsten des Sozialimus, der nationalen Befreiungsbewegungen und der internationalen Arbeiterklasse*" und versah sie mit Fragezeichen. Die Tatsachen sprachen dagegen. Der von den „Marxistischen Blättern" anläßlich J. Schleifsteins 65. Geburtstages 1980 herausgegebene Band: „Marxismus und Arbeiterbewegung" enthielt noch andere Fragwürdigkeiten. Ich begann mit Entwürfen für eine andere Rede.

Immer wenn es Hein schlecht ging und ich damit rechnen mußte, plötzlich vor der Aufgabe zu stehen, sein Leben zu würdigen, überarbeitete ich den Text; ich wollte nicht unvorbereitet sein.

Im Herbst 1986 war die Frage einer Totenrede wieder einmal akut. Am 13. Oktober hatte ich in mein Tagebuch notiert: „*Heute am späten Abend erreicht uns noch eine schlechte Nachricht: Unser alter Freund Hein liegt an Schläuchen und Kabeln auf der Intensivstation eines Lübecker Krankenhauses. Seine Durchblutungsstörungen haben ein lebensbedrohliches Ausmaß erreicht*".

Unruhe war in die kommunistische Bewegung gekommen, die stereotypen Formeln der Selbstdarstellung wurden in Frage gestellt. Vom unaufhaltsamen Vormarsch der sozialistischen Weltbewegung redete kaum jemand mehr. Es wurde vielmehr gefragt, warum sie seit langem stagniere. Jahrzehntelang gepflegte Klischees wurden bloßgestellt. Hinterfragt wurde unsere Geschichte, unser Theorieverständnis, die Verhältnisse im *realen Sozialismus*. Es gab Fragen, über die man auch in einer Totenrede nicht hinweggehen konnte. Die Ereignisse überschlugen sich, das Bild, das die Welt bot, änderte sich ständig, jeden Tag stellten sich neue Fragen; was ich heute zu Papier brachte, schien mir tags darauf unzureichend und überholt.

Begonnen hatte alles ein Jahr zuvor, im März 1985. Nach dem Tode des KPdSU-Generalsekretärs Tschernenko hatte das Politbüro keinen ihrer Greise, sondern einen jüngeren an die Spitze der Partei gestellt: Michail Gorbatschow. Er forderte ein „Neues Denken", leitete eine Umgestaltung der Sowjetgesellschaft und eine neue Außenpolitik ein. Kategorisch stellte er auf dem XXVII. Parteitag der KPdSU fest: „*Es ist an der Zeit, den zwischenstaatlichen Beziehungen ein festeres Fundament zu geben, als es Waffen sind. Wir sehen keine Alternative dazu und suchen auch keine*".[1] – Nach den Jahren des Wettrüstens und unseres letzlich erfolglosen Widerstandes erfüllte mich die neue Außenpolitik der UdSSR mit Hoffnung. Ich schrieb meinem Bruder nach Stockholm:

1 Sowjetunion zu neuen Ufern? 27.KPdSU-Parteitag, März '86, Düsseldorf o.J., S.500.

„Was Perestroika jedoch erst zu einer Sache macht, die uns alle berührt, ist ihre internationale Dimension. Die Abrüstungsoffensive der UdSSR, ihre flexible Politik in der Afghanistan-Frage, die Annäherung an China zeigen, welche politischen Reserven Neues Denken freisetzt. In diesen Fällen besteht das Neue in der Erkenntnis, daß Blockdenken und Lagermentalität überwunden werden müssen, wenn die Menschheit überleben will, daß nicht mehr die eine oder andere Rakete, die eine oder andere strategische Position die Sicherheit erhöht, sondern nur eine Partnerschaft, die auf der Einsicht beruht, daß es Gefahren gibt, die uns alle gleichermaßen bedrohen, 'globale' Aufgaben, die nicht ungelöst bleiben dürfen und nur gemeinsam gelöst werden können. Um das durchzusetzen, muß man beispielhaft vorangehen, um in aller Welt jene Kräfte zu fördern, die die Notwendigkeit einer solchen 'Koalition der Vernunft' erkennen und sie gegen die nach wie vor starken Widerstände erzwingen müssen."[2]

Es kam der tiefen Sehnsucht der Menschen entgegen, was Michail Gorbatschow in seiner aufsehenerregenden Rede vor den Vereinten Nationen forderte: Schluß zu machen *„mit dem Zeitalter der Kriege, der Konfrontation und der regionalen Konflikte, mit der Aggression gegen die Natur, mit dem Terror der Hungersnot und des Elends*".[3]

Auch in anderer Hinsicht schöpfte ich neue Hoffnungen: Ich vertraute darauf, daß die KPdSU die innere Kraft aufbringen werde, alles das zu überwinden, was mir – und vielen anderen Kommunisten – an den Verhältnissen im *sozialistischen Lager* schon lange zweifelhaft erschien und die Menschen in unserem Lande – von einer winzigen Minderheit abgesehen – davon abhielt, unseren Zukunftsprojekten zu vertrauen.

Das würde seine Zeit brauchen. *„Was das 'sozialistische Endziel' betrifft, so ist es in unserem Lande ferner als wir es je angenommen haben*", schrieb ich meinem Sohn nach einer Diskussion. *„Und das nicht nur, weil der Kapitalismus sich als sehr viel anpassungsfähiger erwiesen hat als wir glaubten, sondern auch weil der reale Sozialismus bis heute nicht die Anziehungskraft entwickelt hat, auf die wir immer gesetzt haben. [...] Die Mehrheit der Bevölkerung verbindet mit dem Begriff Sozialismus vornehmlich Negatives: Konsummangel, eingeschränkte Reise und das Fehlen anderer Freiheiten.*

Andererseits haben sich die sozialen Widersprüche im Kapitalismus nicht so weit zugespitzt, daß die Mehrheit der Menschen das System in Frage stellt. Ist unser nächstes Ziel real, d.h. gelingt es, eine friedensorientierte und reformoffene Variante des Monopolkapitalismus durchzusetzen, dann wird das Leben in unserem System noch erträglicher werden, auch für die, die heute noch Not und sozialer Unsicherheit ausgesetzt sind. Sozialismus wird das nicht sein; bleiben wird die Ausbeutung, d.h. die Möglichkeit der Produktionsmittelbesitzer, Arbeitskraft zu kaufen und sich Mehrwert anzueignen – wieviel davon abgeschöpft und nach sozialen Gesichtspunkten umverteilt, wieviel davon im Interesse der ganzen Gesellschaft liegenden Investitionen zugeführt wird, das hängt vom Ausgang des Kampfes um die Verwirklichung der von uns vorgeschlagenen Reformalternative ab."[4]

Meine Gewißheit der fünfziger Jahre, den Sozialismus noch zu erle-

2 An Jürgen Weigle, Stockholm, 5.10.1987, in „Irren ist eine persönliche Leistung", Privatdruck, Hamburg 1990, S. 68.

3 M.Gorbatschow vor der UNO in New York, 7.12.1988, in „Sowjetunion heute", Bonn, Nr.1/1989, Beilage, S. VIII.

4 An Ulrich Weigle, 13.11.1988, in „Irren ist eine persönliche Leistung", Privatdruck, Hamburg 1990, S. 5.

ben, war längst verflogen. Doch inzwischen war mir allein wichtig, daß es keinen dritten, diesmal atomaren Weltkrieg geben würde. In den letzten siebzig Jahren hatten die Systeme sich legitimiert, indem sie den Konkurrenten verteufelten, ihm die finstersten Absichten unterstellten und alles dem Schutz vor dem Kommunismus oder Imperialismus unterordneten. Sicherheit durch Abschreckung lautete die Devise. Das Wettrüsten war die Konsequenz. Das mußte zu einem dritten Weltkrieg führen oder in einer Sackgasse enden.

Anders wenn es, wie vom 27. Parteitag der KPdSU gefordert, gelänge, die „*friedliche Koexistenz als universelle Norm zwischenstaatlicher Beziehungen*" durchzusetzen. Ein friedlicher Wettbewerb der Systeme um die Gunst der Menschen jedoch hätte alle in die Befriedigung der materiellen und kulturellen Bedürfnisse, die Möglichkeiten der Selbstverwirklichung und Freiheit zum Maßstab. Wann immer und wie dieser Wettbewerb sich entschied, für die Menschen in beiden Lagern würde er Zuwachs an Lebensqualität bringen; seinen Ausgang konnte man darum abwarten. Wahrscheinlich würde sich bei dieser Art Systemkonkurrenz alles auf etwas hinentwickeln, das weder dem *realen Sozialismus* noch der *freien Marktwirtschaft* unserer Tage gliche.

Mein Optimismus erwuchs aus Erfahrungen, die ich an vielen Stellen der Welt mit der Friedensbewegung gemacht hatte – ob in New York, am Nordmeer in Kirkenes, in Rom, Amsterdam und vielen anderen Orten, aber auch in unserem kleinen Quickborn: Überall hatte ich erlebt, daß sich Menschen unterschiedlichster politischer und religiöser Auffassungen, Menschen der verschiedensten sozialen Schichten zusammenfanden und sich gegen den Rüstungswahnsinn stark machten.

So betrachtet, konnte das Ansehen der Kommunisten nur steigen. Man müßte meinen, daß es leicht sei, angesichts dieser Aussichten Heins Lebensleistung zu würdigen. Hatte die Bewegung, in der er sechzig Jahre lang wirkte, nicht die Tür zum Völkerfrieden aufgestoßen, und hatte sie jetzt nicht auch die Kraft, sich von allem zu befreien, was ihrem Ansehen schadete und immer wieder auch zur Abkehr von Genossen und Sympathisanten geführt hatte? Haben nicht diejenigen richtig gehandelt, die trotz aller Schwierigkeiten und Rückschlägen trotz aller Irrtümer und schwerwiegender Fehlleistungen, die Fahne hoch hielten?

Doch was da in Bewegung geraten war, löste nicht nur Hoffnungen aus, es verunsicherte die Kommunisten auch und löste heftigen Streit in ihren Reihen aus. Selbst Hein und ich hatten eine bewegte Auseinandersetzung hinter uns. Ich war dabei – ganz gegen meine Art – aus der Haut gefahren und hatte im St. Jürgenring mit der Faust auf den Tisch geschlagen. Hein war darüber so schnell nicht hinweggekommen und sei, wie Christiane berichtet, immer wieder darauf zurückgekommen: „*Hier auf meinen Tisch hat er gehauen...*"

Wie weit stimmten Hein und ich überein? Konnte ich den Freund für meine Position in Anspruch nehmen? Mit Sicherheit war es die Absicht der Bezirksleitung, eine Trauerfeier für ein so altes und verdientes Parteimitglied zu nutzen, um sein Leben als Zeugnis für die Richtigkeit ihrer *Linie* herauszustellen. Und stand Hein in seinem Denken und Fühlen dieser *Linie* und ihrem traditionellen Parteiverständnis nicht näher als meinen Zweifeln und den Vorstellungen von einer Erneuerung der kom-

munistischen Bewegung? Sollte ich das Feld nicht räumen?

Den jungen Genossen in Schleswig-Holstein sagte mein Name nichts, die Geschichtsinteressierten kannten mich aus Erzählungen der Älteren. Meine Zeit als Landesvorsitzender lag dreißig Jahre zurück. Von den alten Kadern mißtrauten mir etliche bereits. Ich weiß nicht, was und wer dieses Mißtrauen gefördert hatte. Ich hatte erst kürzlich – nach meinem Ausscheiden aus der Berufsarbeit – Kontakt mit der DKP-Bezirksleitung in Kiel aufgenommen. Helmut Grimm, Sekretär für Bildungsarbeit, hatte mich zur Mitarbeit in der Geschichtskommission eingeladen. Wir hatten in der KPD zu legalen und illegalen Zeiten zusammengearbeitet. Daß es innerhalb der Partei Fronten gab, erlebte ich, als Günter Judick, der im Parteivorstand für Geschichte zuständige Genosse, vor der schleswig-holsteinischen Geschichtskommission, Sekretären und Mitarbeitern der Bezirksleitung referierte. Meine in der Diskussion geäußerten Ansichten fanden Zustimmung bei Genossen, vor denen mich eine mir seit langem vertraute Genossin anschließend in bester Absicht warnte: Sie schwankten, tendierten zu den sogenannten „Neuerern". Vorsicht sei geboten.

In einem Gespräch mit einem langjährigen und vertrauten Mitstreiter, dem ich privat bei meiner Schwester in Hamburg begegnete, hatte ich gegen das Wahlkonzept der Parteiführung zu bedenken gegeben, daß es in der Mitgliedschaft keine genügende Unterstützung fände und nun auf eine Weise durchgesetzt werde, die die Partei entzweie. Der Standpunkt, man müsse sich in jedem Falle an Wahlen beteiligen, unabhängig von den Erfolgsaussichten, war mir vertraut; ich hatte ihn in jungen Jahren selbst vertreten. Er hatte sich meine Meinung angehört, ohne ihr zu widersprechen. Um so erstaunter war ich, als mir zugetragen wurde, er sehe in mir einen „Parteifeind". Als Christiane ihn bald darauf zu einer kleinen Feier anläßlich Heins Geburtstag nach Hamburg einlud, lehnte er ab, nachdem er erfahren hatte, daß ich daran teilnehme. Die empörte Christiane wies ihm die Tür.

Diese Erfahrungen und ähnliche trafen mich tief: Es zeigte sich, daß ich für Menschen, mit denen ich viele Jahre unter schwierigen Umständen politisch zusammengearbeitet hatte und mit denen ich mich darüber hinaus freundschaftlich verbunden fühlte, zum Feind wurde, weil ich kritische Fragen stellte und Ansichten äußerte, die mit der vorgegebenen Linie nicht vereinbar waren.

Diese Erfahrungen hatte ich auch im Auge, als ich einem von den Verdächtigungen unbeeindruckten Freund schrieb: „*Die aktuellen Auseinandersetzungen stellen selbst Freundschaften in Frage und reichen bis in die Familien. Das ist oft bitter. Zu dem Verlust von Illusionen, zur Einsicht, geirrt zu haben und irregeführt zu sein (und zu haben) kommt der Verlust von Freunden, von Menschen, mit denen man über Jahrzehnte verbunden ist, die ein Stück des eigenen Lebens sind*."[5]

Ich malte mir aus, wie man mit mir verführe, wenn die DKP „führende Partei" im Staate wäre. Doch die DKP besaß keine Macht, ich kein Parteibuch, daß man mir abnehmen konnte, und gehörte keiner Grundorganisation an, die ein „Verfahren" gegen mich hätte einleiten können. Die Hardliner in der Bezirksleitung konnten den Genossen nur nahelegen, mir gegenüber vorsichtig und wachsam zu sein. Niemand

5 An Jürgen Brammer, Rasdorfer Passau, 8.10.1989, ebenda S.69.

von ihnen suchte ein offenes Gespräch mit mir.

Im Juni 1990 erlebten Hein und ich die Partei noch einmal gemeinsam: Helmut Grimm war gestorben, wir nahmen an der Totenfeier teil. Sie fand in der Großen Halle des Krematoriums des Kieler Friedhofes statt, dort wo ich neunundzwanzig Jahre zuvor am Sarge Rudolf Grimms, seines Vaters, gesprochen hatte. Doch anders als damals war die Partei nicht verboten, verleumdet schon, aber nicht verfolgt. Dafür ging ein tiefer Riß durch ihre Reihen. *Bewahrer* und *Erneuerer* lauteten die Kampfbegriffe. Fronten waren geschaffen, hatten sich verhärtet und machten eine Verständigung unmöglich. Ich hielt meine Eindrücke in einem Brief fest: „*Vor dem Sarg auf hartem Gestühl etwa hundertfünfzig Frauen und Männer, denen gemeinsam ist: Die Erschütterung oder der Verlust bisheriger Gewißheiten. Vor kurzem noch in heftigem Streit miteinander auf aufreibende Art verbunden, ist ihre Gemeinschaft heute zerbrochen. Viele haben sich nichts mehr zu sagen, einige, so scheint es mir, weichen sich aus. Die Bewegung, die uns geformt hat, ist für das Ertragen und Auffangen von unterschiedlichen Auffassungen nicht geschaffen. Es genügt in ihr nicht, im Ziel und in den nächsten Schritten übereinzustimmen. Das Weltbild als Ganzes muß angenommen werden, in allen Einzelheiten. Darum gilt Unduldsamkeit als eine Tugend. Eine dem Selbstverständnis erwachsene Rechthaberei, als Prinzipienfestigkeit gefeiert, läßt Genossen über Nacht zu Feinden werden. Mehr noch als dem Klassenfeind ist dem zweifelnd Fragenden gegenüber Wachsamkeit geboten, nagt er doch am Innersten der Bewegung, an ihrem Kern; er muß entlarvt, zur Unperson erklärt, seine Gedanken müssen aus Texten, sein Gesicht aus Fotos herausretuschiert werden. Im Namen der Parteilichkeit.*

Auch der Trauerredner ist für seine Wachsamkeit bekannt. Der Vonunsgegangene habe unserer Sache immer treu gedient, weit vorausgedacht, an der Analyse des Neuen theoretisch gearbeitet und dabei darauf geachtet, daß nichts Überkommenes ungeprüft verworfen wird. War noch auf dem Sterbelager um die Partei besorgt. Und nun? Verlust eines unersetzlichen Ratgebers. Wir werden Dich nicht vergessen, von Deinen Erfahrungen zehren. Stereoptypen eines Nachrufs. Besinnliches und Heroisches aus der Literatur. Goethe. Hammer, nicht Amboß habe er sein wollen – und ist es auch geworden. Wem alles fällt zu der Metapher der Trümmerhaufen ein, vor dem wir stehen? Wer sieht einen Zusammenhang zwischen dem zelebrierten Parteiverständnis und dem Scheitern des 1917 so hoffnungsvoll begonnenen Versuches? Längst nicht alle, vermute ich. Viele, die meisten vielleicht, fühlen sich durch die Gedenkrede aufgehoben. Ihnen tuts der Redner recht.“[6] – Helmut Grimm hatte für die Bewahrer gestanden, für die weniger Verbissenen; er hätte an dem Nachruf sicher nichts auszusetzen gehabt, den Redner höchstens gebeten, seine Verdienste und Fähigkeiten nicht zu überhöhen.

Ich weiß nicht, was Hein auf dieser Trauerfeier empfand, stellte mir aber vor, daß sie ihm gut getan hatte und er sich wünschte, ebenso verabschiedet zu werden. So aber würde ich nicht mehr sprechen können, dennoch nahm ich mir nach diesem Erlebnis vor, darauf zu bestehen, die Totenrede für Hein zu halten. Ich wollte nicht zulassen, daß sein Anse-

6 An Jürgen Brammer, Rasdorfer Passau, und Walter Kleier, Ahrensburg, 5.06.1990,ebenda S.111.

hen für eine Linie ausgebeutet wurde, die nach meinem Verständnis in den politischen Bankrott führen mußte.

Doch das war es nicht allein. Für mich würde es eine nicht wiederkehrende Gelegenheit sein, zu langjährigen Weggefährten, Mitstreitern aus den 50er Jahren zu sprechen, deren Vertrauen ich besessen hatte oder noch besaß. Von etlichen der meist jüngeren Erneuerer wußte ich, daß sie sich auf mich beriefen.

Ich war mir meines Anspruchs, an Heins Sarg zu sprechen, sicher. Abgesehen von dem Versprechen, es zu tun, kannte niemand ihn länger als ich – fünfundvierzig Jahre waren wir befreundet –, niemand der in Frage kommenden Trauerredner hatte enger als ich mit ihm zusammengearbeitet und auf niemanden hatte er stärker eingewirkt. Mir fehlte es nicht an Respekt vor diesem Leben, und darum durfte ich es auch hinterfragen – im Zusammenhang mit der Sackgasse, in die die Bewegung, die Partei geraten war, der sich Hein Meyn verschrieben hatte.

Noch hielt ich die Auseinandersetzung für nicht entschieden, noch hatte ich Hoffnungen, der Sozialismus werde sich, ausgehend von der UdSSR, erneuern, noch wollte ich, wo immer mir das möglich war und so bescheiden mein Beitrag auch nur sein konnte, darauf hinwirken.

Dabei war ich mir bewußt: Ich durfte auf Heins absehbarer Trauerfeier – er war inzwischen 84 Jahre alt und kränkelte immer wieder – den alten Freund für meine derzeitigen, im Fluß befindlichen Ansichten nicht vereinnahmen. So wenig wie er Namen und Ansehen für die *Bewahrer* in die Waagschale warf, so bestimmt hatte er Lübecks Ersten Kreissekretär abgewiesen – einen entschiedenen *Erneuerer*. Beim vorsorglichen Entwerfen meines Nachrufes ermahnte ich mich immer wieder zur Zurückhaltung: Ich mußte der Versuchung widerstehen, in Gestalt einer Gedenkrede über den Stand der innerparteilichen Auseinandersetzungen und meine Vorstellungen von notwendiger Erneuerung zu referieren, und ich glaubte zu wissen, wie ich dem entgehen konnte: „*Für den Fall, daß ich noch einmal am Sarge eines Genossen sprechen müßte*," teilte ich Freunden mit, wollte ich „*sein Leben nicht hinter inzwischen fraglichen Begriffen verschwinden lassen, ihn nicht mit abgegriffenen Formeln in ein Klischee verwandeln, den Abschied nicht zur Erbauung nutzen. Ich will dann konkret bleiben*."

Ich mußte damit rechnen, daß nicht alle zu erwartenden Trauergäste der kommunistischen Bewegung nahestanden. Hein besaß Ansehen über den Kreis der Partei hinaus. Und dann waren da noch angeheiratete Anverwandte. Auch ihnen, die ihm stets mit Zurückhaltung oder gar Ablehnung begegnet waren, wollte ich Heins Lebensziel und -weg verständlich machen.

1988 hätte mir das noch keine Mühe bereitet, wie ein Entwurf aus jenem Jahre zeigt. Das Ansehen der Kommunisten war gestiegen. Vom *Mutterland des Sozialismus* war ein Impuls ausgegangen, der in der ganzen Welt Hoffnungen auslöste. Unser bisher gespaltener Kontinent sollte in ein „Haus Europa" verwandelt werden, in dem alle Völker und Nationen friedlich zusammenarbeiten und lösen, was nur gemeinsam zu lösen ist. Niemand in der Welt konnte es mit dem Mann, dessen Namen für diese Hoffnungen stand, an Popularität aufnehmen. Michail Gorbatschow wurde, wohin er auch kam, liebevoll von den erleichterten Men-

schen „*Gorbi*“ gerufen.

Das war wenige Jahre später auch vorbei: Der Sozialismus hatte sich nicht erneuert, er war in sich zusammengefallen, im „Haus Europa“ ging es strittig zu, es gab Mord und Totschlag, in vielen Räumen herrschte wirtschaftliches und soziales Chaos, der Hoffnungsträger war von der politischen Bühne abgetreten. Meine jüngsten Illusionen waren geplatzt. Ich – wie auch viele andere – war von der offenen Kritik an Erscheinungen, die mich schon lange irritierten, von dem Aufbrechen verkrusteter Strukturen, von den Visionen einer neuen Gesellschaft – einer, die den Namen Sozialismus verdiente – so eingenommen, daß mir nicht auffiel, daß dem angekündigten Aufbruch zu neuen Ufern kein durchdachtes, in sich schlüssiges Konzept zugrundelag. Schwerwiegender war noch, daß das Volk in der UdSSR nicht in der Verfassung war, sich noch von sozialistischen Visionen ergreifen zu lassen und initiativ zu werden. Es war seit langem gewohnt, alles von oben geschehen zu lassen. Zudem zog die Partei in Gestalt eines bürokratischen, von Privilegien und Vetternwirtschaft zusammengehaltenen Apparats nicht mit. Für eine Erneuerung des Sozialismus war es längst zu spät.

Was also ließ sich nach alledem über einen Kommunisten wie Hein Meyn sagen?

Die Erschütterungen unseres Jahrhunderts, seine mörderischen Kriege und sozialen Katastrophen, erklären hinreichend, warum sich viele der am meisten Gebeutelten und nicht wenige der menschlich Sensibelsten – unter ihnen bekannte Schriftsteller und Künstler – von der radikalsten Antwort auf Ausbeutung, Unterdrückung und Gewalt angezogen fühlten. Sie haben sich zu ihrer Zeit und an ihrem Ort Aufgaben und Ziele gestellt, die heute noch oder wieder ähnlich stehen. Viele haben sich dabei mutig und selbstlos für die Bedrängten und Zukurzgekommenen eingesetzt, haben sich nicht geschont, sind hohe Risiken eingegangen und brachten große Opfer.

Solange die Gewißheit bestand, daß mit der Oktoberrevolution eine neue, bessere Zeit begonnen hatte, war das gemeinsame Bekenntnis und – die Teilnahme am Kampf für uns das erste und entscheidende Kriterium einer kommunistischen Biographie – und auch mildernder Umstand für alle persönlichen Schwächen und Fehlleistungen. Von ihrer näheren Betrachtung wurde abgesehen, wenn sie einen Schatten auf die Bewegung hätte werfen können. Das Andenken wurde gereinigt, um in den Schrein der verpflichtenden Erinnerung aufgenommen zu werden.

Die – von ihren Zielen her betrachtet – über jede Kritik erhabene kommunistische Weltbewegung gibt es nicht mehr, ihr Glanz kann keine Biographie mehr erhellen. Es gibt keine mildernden Umstände mehr. Allein die Persönlichkeit des einzelnen Genossen zählt.

In diesem Bewußtsein will ich an meiner verspäteten Totenrede auf meinen Freund weiterarbeiten. Dabei bin ich mir bewußt: All dies sind u n s e r e Fragen. Wer nicht wie wir von der Zäsur betroffen ist, stellt die Fragen anders und hat keine Mühe mit den Antworten. Für ihn liegt alles auf der Hand und bedarf keiner Erörterung: Die Sache ist in die Hose gegangen, ihre Anhänger sind mit den Kosten belastet und für alle Zeiten hinreichend diskreditiert. Aus der Konkursmasse läßt sich nichts mehr für die Zukunft gewinnen. Warum sich also damit befassen?

Wir können uns damit nicht zufrieden geben, schon aus ganz persönlichen Gründen. Ein so einfaches Urteil fordert unseren Widerspruch heraus. Die von durchschaubarer Absicht und nachhaltiger Angst bestimmte Häme fordert dazu heraus, den genüßlich Richtenden das ganze Sündenregister ihrer Ordnung entgegenzuhalten. So geht es auch mir. Doch damit ist keine u n s e r e r Fragen beantwortet.

Ich nehme mir vor, Hein Meyns Lebensweg noch einmal abzuschreiten, vorbei an den Ereignissen seiner Zeit, unseres Jahrhunderts. Sachkundige Zeitgeschichtler streiten noch über ihre Bewertung, suchen sie auf den Begriff zu bringen. Ich will nur schildern, wie Hein und seinesgleichen die Ereignisse erfuhren, welche Schlüsse sie daraus zogen und was sich daraus für ihr Leben ergab.

Es sind immer die Sieger, die die Geschichte schreiben. Eine geläufige Erfahrung.

14.Mai 1995. Ich bin bis heute nicht über den ersten Teil hinausgekommen und mir immer noch unsicher, ob das, was ich vorhabe, Sinn hat und mehr noch, ob es mir gelingen wird. Das Urteil eines jungen Historikers ermutigt mich:

„Lieber Klaus, Dein erster Teil hat mich in meiner Erwartung einer solchen reflektierten Rückschau mehr als bestätigt. […] *Was signalisiert nachdrücklicher als der Bruch eines solchen (man könnte fast sagen: archaischen) Schwurs die Durchschlagskraft der Veränderung, die nun wiederum Anlaß für die Wiederaufnahme wird – nun aber nicht als affirmative Fortführung der Gebetsmühle, sondern als kritischer Rekonstruktionsversuch. Das gefällt mir sehr gut […] Also nochmals: Ich würde mich freuen, eines Tages mehr davon lesen zu können*."

Ein verpflichtendes Urteil. Ich bin mir nicht sicher, ob ich ihm entsprechen kann. In den letzten zwei Jahren habe ich viele Anläufe genommen, die Arbeit fortzusetzen, und bin doch über Gedanken zu einzelnen Fragen nicht hinausgekommen. Nun glaube ich zu wissen, was es mir so schwer macht, die Totenrede zu entwerfen. Es sind die gegenwärtigen Auseinandersetzungen um unsere jüngste Geschichte, eine Geschichte, in die Heins Leben eingebettet ist: die „Zeit vor der Wende". Ich übernehme den gängigen Begriff und werde ihn beibehalten, obwohl Wende unzureichend vermittelt, was 1989/90 geschah. Es war das Ende einer fast unser ganzes Jahrhundert umfassenden Epoche, gekennzeichnet durch die Auseinandersetzung zweier gesellschaftlicher Systeme. An ihrem Ende der Zusammenbruch des 1917 begonnenen Versuchs, der überkommenen Gesellschaft eine bessere entgegenzusetzen – unerwartet auch für jene, die diesen Versuch für einen „Unfall der Geschichte" hielten. Eine überraschende historische Zäsur. Eine Konstellation, die unser ganzes Denken in der einen oder anderen Weise bestimmte und mit deren Fortbestand selbst ihre Gegner rechneten – jedenfalls was die absehbare Zeit betraf –, plötzlich gab es sie nicht mehr. Die gewohnten Begriffe wurden fraglich, die geläufigen Erklärungsmuster unbrauchbar. Unsere in die Zukunft gerichteten Erwartungen lösten sich auf. Das bisherige Leben erscheint in anderem Licht.

Mein Versuch, einer dem Leben des Verstorbenen gerecht werdenden, aber nüchternen Lebensbilanz, wird dieser Tage immer wieder auch von Zorn getrübt, Zorn darüber, wie die jetzt zugänglichen Archive ausgebeutet werden, wie aus ihnen Munition für die politischen Ausein-

andersetzungen bezogen wird. Ich weiß, wie schnell dieser Zorn zum Trotz verführt und den ohnehin mühseligen Weg der Selbstprüfung sperrt. Nein, ich mache den von Unterdrückung Betroffenen das Recht auf „Aktenzugang" nicht streitig, verstehe ihr Bedürfnis kund zu tun, was ihnen widerfuhr, teile das Interesse an allgemeiner Aufklärung, anerkenne den Nutzen.

Was mich in unproduktiven Zorn verfallen läßt, das sind die um Posten und Pfründe, Vorteile aller Art kämpfenden Verleumder und Ehrabschneider. Wer kommt da nicht alles als Moralist daher und wirft sich eitel und wichtigtuerisch zum Richter auf? Wenn es einer unternimmt, Sachlichkeit und Aussöhnung anzumahnen, fallen die Scharfmacher über ihn her, bezichtigen ihn der heimlichen Komplizenschaft mit den Tätern, rufen im Namen der Opfer zur Unversöhnlichkeit auf und berufen sich dabei auf die Versäumnisse nach 1945: Diesmal dürften die für die Gewaltherrschaft Verantwortlichen nicht ungeschoren bleiben!

Die Erwartung vieler Menschen, daß sich nach dem Zusammenbruch des Kommunismus in der Welt alles zum Besseren wenden werde, wurde enttäuscht. Im Gegenteil, die Konflikte und Widersprüche treten stärker zutage, und die Sieger der Systemauseinandersetzung versagen vor ihrer Lösung. Die *freiheitliche Ordnung*, die sich bisher als Gegensatz zur *kommunistischen Diktatur* definiert hatte, muß sich nun aus sich selbst heraus legitimieren; ihre Grenzen und Mängel treten offen zutage. Was liegt da näher, als die längst Besiegten für alles verantwortlich zu machen und den Grusel zu beleben, mit dem sich in der Vergangenheit so gut vom eigenen Versagen hatte ablenken lassen. Eifrig sucht man in den nun zugänglichen Archiven nach Stoff für Enthüllungen und Anklagen, klittert sich die benötigten Geschichten zusammen. Das beugt gleichzeitig auch der sachlichen Auseinandersetzung mit der Geschichte des Kommunismus vor und jedem Versuch, sich auf die sozialistische Idee neu zu besinnen. Biographien wie die des Hein Meyn schrumpfen dabei, wie Beispiele zeigen, auf die von verbohrten, gewissen- und hirnlosen Mittätern zusammen, über deren Leben und Ansichten man bestenfalls nur den Kopf schütteln kann.

Was dennoch an sachlicher Untersuchung dieser Epoche geleistet wird, findet wenig Beachtung, schon gar nicht, wenn Ereignisse und Erscheinungen in ihren historischen Zusammenhängen und unter Berücksichtung der wechselseitigen Beeinflussung dargestellt werden. Es ist, als ob die Gelegenheit genutzt werden soll, jeden Gedanken an eine andere als die bestehende Gesellschaftsordnung für alle Zeiten in Mißkredit zu bringen. Darum werden die, die für eine solche Alternative standen, verteufelt. Allen ihren Handlungen werden die finstersten und niedrigsten Absichten unterstellt. Es gibt kein Verbrechen, dessen sie nicht bezichtigt werden, und die im Namen des Kommunismus tatsächlich begangenen werden jedem einzelnen Kommunisten, unabhängig von seiner Biographie, angelastet. Die kommunistische Bewegung eine Sekte skrupelloser Machtmenschen? Hätte ich heute an der Urne meines Freundes zu sprechen, ich griffe nicht auf meine Entwürfe aus den 80er Jahren zurück. Die Fragen nach der Erneuerung der kommunistischen Bewegung haben sich für mich erledigt.

Ich weiß, wie ich n i c h t sprechen würde. Mit welchen Worten aber

kann ich dem Leben des toten Freundes gerecht werden? Was erwarten Menschen, die sich zu einer Trauerfeier, zu einem Gedenken an einen Verstorbenen versammeln? Daß man das beendete Leben würdigt; davon jedenfalls ist immer die Rede, wenn über solches Abschiednehmen berichtet wird. Einen Menschen würdigen, das heißt nach gängiger Meinung, die ihm kraft seines inneren Wesens zukommende Bedeutung hervorheben.

Heute, im Mai 1995, ginge es mir vor allem darum, Hein Meyns Ansehen gegen jene in Schutz zu nehmen, die ihn und seinesgleichen als eine Art politischen Untermenschen hinstellen. Ich möchte den Verleumdern ein trotziges: *Stellen wir uns der Geschichte!* entgegensetzen. Rufen wir uns die Verhältnisse und Ereignisse ins Gedächtnis! Ziehen wir Vergleiche! Fragen wir nach den Möglichkeiten, Entscheidungen und Leistungen unserer Väter und der eigenen! Und sehen wir, wie Hein Meyns Lebensweg im Vergleich zu den Biographien seiner Verleumder abschneidet!

Doch ich weiß auch, daß meine Empörung die Verleumder nicht beeindrucken, meine Herausforderung sie nicht zur Besinnung bringen wird. Ich kann nur mit der Aufmerksamkeit der Fragenden rechnen.

Vergegenwärtigen wir uns Hein Meyns Leben, kommt ein Jahrhundert ins Blickfeld, das zu Ende geht. Nicht lange, und die große Rückschau wird stattfinden, der Streit um die Definition und Neubewertung seiner Ereignisse hat schon begonnen.

Das Wertvollste, was der Mensch besitzt, ist das Leben. Es wird ihm nur einmal gegeben, und er muß es so nützen, daß ihn später sinnlos vertane Jahre nicht qualvoll gereuen, die Schande einer unwürdigen, nichtigen Vergangenheit nicht bedrückt und daß er sterbend sagen kann: Mein ganzes Leben, meine ganze Kraft habe ich dem Herrlichsten auf der Welt dem Kampf für die Befreiung der Menschheit geweiht.
Nicolai Ostrowski

31. Juli 1995. Wie oft haben wir den jungen Rotarmisten zitiert. Millionen junger Genossen hat sein 1930 niedergeschriebener Bürgerkriegsbericht „*Wie der Stahl gehärtet wurde*“ begeistert. Auf dieses Ziel hin zu leben, hatte auch Hein Meyn bewegt.

Seine früheste Prägung erfuhr Hein in einer Zeit, in der sich eine Ungeheuerlichkeit vorbereitete: Eine militärische Auseinandersetzung von bisher ungekanntem Ausmaß, für das ein neuer Begriff notwendig wurde: *Weltkrieg*. Ohne ihn zu wollen, aber mit ihm als einer Möglichkeit rechnend, ohne ernste Bemühungen, ihn abzuwenden, arbeiteten die europäischen Mächte bei der Verfolgung ihrer Interessen auf ihn hin. Als das Spiel mit dem Feuer Europa in Brand setzte, zählte Hein acht Jahre, war in einem Alter, in dem jeder Eindruck neu ist, jedes Erlebnis eine erste Erfahrung, prägend fürs Leben, in der nichts aus Gewohnheit hingenommen, alles hinterfragt wird. Der Kaiser schickte den Vater in den Kampf. „Jeder Schuß ein Russ“, „Jeder Stoß ein Franzos“ stand auf den Waggons, in denen die Männer zum Schlachten „ins Feld“ fuhren.

Der geringe Sold des „eingezogenen“ Vaters zwang die Familie in eine bescheidenere Wohnung, die Mutter an den Waschbottich und ans Rubbelbrett. Um ihre fünf Kinder zu ernähren, sah Hein sie bis zur Erschöpfung die Wäsche feiner Leute waschen. Schickte sie den Sohn die gestärkten Hemden austragen, fiel ihm auf, daß Krieg nicht für alle Not bedeutete – in der Villa des kaiserlichen Vizeadmirals und Reichsgrafen von Spee auf dem Kieler Westufer zum Beispiel, dessen Familie zu Mutters Kunden gehörte, deutete nichts auf Einschränkung, Mangel und Hunger hin.

Später wurde die Mutter als Straßenbahnfahrerin dienstverpflichtet.

Hein Mein: „Ein Bild aus dem Jahre 1930 ist bei uns vorhanden." Foto aus KOMINTERN-Akten.

Der Kinder wegen – wer sollte sie tagsüber hüten? – meldete sie sich zum Nachtdienst. Ausgezehrt von der Sorge um den Nachwuchs und von der harten Arbeit, starb sie im Hungerwinter 1918, dem sogenannten Rübenwinter. Hein kam mit den Geschwistern in ein Hamburger Waisenhaus.

Millionen Kinder machten ähnliche Erfahrungen, die meisten werden die gleichen Fragen gestellt haben, doch nicht jedes Kind erfuhr, was Heins Eltern dem Jungen erklärten: Kriege sind keine Strafe Gottes, kein Naturgesetz, keine unabwendbare historische Notwendigkeit, Kriege sind seit jeher das Werk von Menschen, die sich Vorteile versprechen: lukrative Geschäfte mit Waffen, bequemen und sicheren Zugang zu Rohstoffen, mehr Märkte für die eigenen Waren – kurzum: Gewinn. Den Preis zahlen andere: Die Kriegstoten und -krüppel, Witwen und Waisen. Was war falsch daran? Hätte Hein es vergessen sollen? Er vergaß es nicht!

Es gab auch andere Antworten: Manche hielten Kriege für eine Geißel Gottes, mehr noch für etwas Unvermeidbares, Immerwiederkeh-

rendes, im Menschen Angelegtes, dem Lebenskampf Eigenes, unerläßlich, um sich als Volk zu behaupten. Nicht wenige – unter ihnen Leute, die sich zur geistigen Elite zählten – empfanden das Schlachten als reinigendes Gewitter, als männliche Bewährung, es setze dem Zank der Klassen ein Ende, eine das Volk, die Nation werde zur Burg, auf der, von außen bedroht, Eintracht einkehre. Diese Sicht überdauerte den Weltbrand und präparierte das Volk für den nächsten.

Aus der Schule ins Leben entlassen – wie es auf den Abschlußfeiern hieß –, fand Hein die Weimarer Republik vor, wie sie war: Von Nachkriegsnot und dem Diktat der Sieger bedrückt, von sozialen Kämpfen erschüttert, von politischer Unversöhnlichkeit zerrissen.

Der Kaiser ging, die Generale blieben – lautete ein geflügeltes Wort. Doch nicht nur die Generale, auch die Richter, Staatsanwälte und die Beamten waren geblieben. Die Junker, Schlotbarone und Bankiers hatten ihren Besitz über die halbherzige Revolution retten können. Das war ihnen nicht genug. Nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt hatten, in dem sie die Führung des Reiches Sozialdemokraten überlassen hatten, wollten sie sich selbst mit den bescheidenen Ergebnissen der Revolution nicht abfinden: mit dem auf acht Stunden begrenzten Arbeitstag, dem Tarifrecht, dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht, der parlamentarischen Demokratie. Aus ihren Kreisen heraus wurde während der folgenden vierzehn republikanischen Jahre immer wieder gegen die Demokratie konspiriert und geputscht.

Hein erlebte diese ungeliebte Republik von unten, auf den Feldern der Freifrau von Ohlendorf bei Schwanheide und in den Ställen auf Gut Tützberg in der Lüneburger Heide, auf den Helgen von Blohm & Voß und der Vulkanwerft, als Trimmer auf Schiffen einer Hamburger Reederei.

Schon jung trat er den Gewerkschaften bei. Wie konnte es bei seinem Elternhaus anders sein; auch erste eigene Erfahrungen legten es nahe: Wie sollte man sich als einzelner zur Wehr setzen? Er wurde Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ). Auch das lag nahe. In ihr – wurde heftig um den erfolgversprechendsten Weg zum Sozialismus gestritten. Dabei war auch immer Sowjetrußland im Blick. Die unser Jahrhundert bestimmende Konfrontation der überkommenen Ordnung mit ihrer seit 1917 real existierenden Alternative hatte begonnen, die Kontrahenten hatten ihre Positionen bezogen.

Die ausländischen Bewunderer der Oktoberrevolution erwarteten nicht, daß über Nacht paradiesische Zustände in Sowjetrußland entstehen würden. Sie waren erleichtert, daß die „Arbeiter- und Bauernmacht" sich gegen ihre inneren und äußeren Feinde behauptet hatte und, wie es schien, Aussicht auf den Sozialismus bestand. Es war einsichtig: Das bessere Leben muß vorerst ein Versprechen bleiben, seine Vorausetzungen zu schaffen, das brauchte Zeit.

Die Gegner der Oktoberrevolution stellten sie als Putsch einer machtbesessenen Clique dar, ein Urteil, das keiner Prüfung standhält. Seit 1905 gärte es in Rußland, Streiks, Bauernaufstände häuften sich, Reformunwilligkeit des Zaren und seines Umfeldes machte eine Lösung der gesellschaftlichen Widersprüche unmöglich, der entbehrungsreiche und erfolglose Krieg brachte das Faß zum Überlaufen. Die beiden Revo-

lutionen des Jahres 1917 waren klassische Revolutionen, klassisch in dem Sinne, daß das Volk nicht mehr so leben wollte und die Herrschenden ihre Macht nicht wie bisher behaupten konnten.

Dennoch war sie ein Sonderfall. Friedrich Engels hatte trotz aller Zurückhaltung bei der Beurteilung der russischen Verhältnisse – er hielt sich nicht für informiert genug – schon 1885 das Zarenreich als „*eine geladene Mine*" gesehen, „*an die man nur noch die Lunte zu legen braucht... Dies ist einer der Ausnahmefälle, in denen es einer Handvoll Leuten möglich ist, eine Revolution zu m a c h e n, d.h. durch einen kleinen Anstoß ein ganzes System zu stürzen, dessen Gleichgewicht mehr als labil ist...*".[7] Die Handvoll Leute fand sich, in der Mehrzahl Intellektuelle, überragt von W. I. Lenin, Sohn eines in den niedrigen Beamtenadel erhobenen Schulinspektors. In Rußland verfolgt, hatten sie viele Jahre im westlichen Ausland verbracht. Sie orientierten sich an den Arbeiten von Marx und Engels, deren scharfsinniger Analyse des Kapitalismus und der aus dem Marxschen Geschichtsbild abgeleiteten Voraussage, daß der Kapitalismus eine Arbeiterklasse hervorbringe, der die historische Mission zufiele, eine Assoziation freier Produzenten zu schaffen und damit Ausbeutung und den Menschen deformierende Entfremdung aufzuheben.

Die Organisatoren der Oktoberrevolution kannten ihre Klassiker: „*Die Befreiung der Arbeiterklasse kann nur eine internationale Aktion sein*".[8] In seinem Bericht über die Tätigkeit des Rates der Volkskommissare Ende Januar 1919 ließ Lenin keinen Zweifel daran: „*... der endgültige Sieg des Sozialismus in e i n e m Lande ist unmöglich*".[9] Ungeduld ließ ihn von einer Verspätung der sozialistischen Revolution im Westen sprechen, Zweifel, daß sie bevorstünde, hatte er nicht. Er erwartete sie vor allem in den Ländern, in denen es starke, legale sozialdemokratische Parteien gab, die den Sozialismus offen propagierten und den Millionen Arbeiter auf ihre Fahnen geschrieben hatten.

Seine Hoffnungen waren vor allem auf die Deutschen gerichtet. Man müsse von ihnen lernen, denn sie verkörperten „*auch das Prinzip der Disziplin, der Organisation, des harmonischen Zusammenwirkens auf dem Boden der modernsten maschinellen Industrie, der strengsten Rechnungsführung und Kontrolle*"; gerade das, „*was unserer großen Revolution fehlt, um vom siegreichen Anfang über eine Reihe schwerer Prüfungen zum siegreichen Ende zu kommen*." Bereits Ende November 1918 hatte sich Lenin auf dem III. Kongreß der Arbeitergenossenschaften zuversichtlich gezeigt: „*Heute, wo die deutsche Revolution begonnen hat...*"; bewahrheitete sich für ihn, womit er seinen Genossen im Frühjahr Mut gemacht hatte: „*Wir werden Zeit gewinnen, werden nicht vergebens auf sie warten, denn sie werden uns zur Hilfe kommen*."[10]

Sie kamen ihren russischen Brüdern nicht zur Hilfe, die deutschen Arbeiter, sahen wohl, von einer Minderheit abgesehen, keine Gründe, es zu tun. Ihre Revolution – im Urteil der Kommunisten nur eine halbe – brachte Sozialdemokraten in die Regierungsverantwortung, die keine Sympathie für die Bolschewiki hegten, im Gegenteil. Einzig die KPD bemühte sich um Beistand. Sie war, wie die in anderen Ländern entstandenen kommunistischen Parteien, ein Kind der Oktoberrevolution, auch wenn sie ihre Wurzeln in der deutschen Sozialdemokratie hatte, in je-

7 Friedrich Engels an V.I.Sassulitsch, 23.04.1885, Ausgew.Werke in 6 Bd., Frankfurt/M 1982, Bd.VI, S. 523.
8 Ebenda S. 592
9 W.I.Lenin, Ausgew.Werke in 6 Bd., Berlin 1984, Bd.IV, S.246.
10 Ebenda S. 245 f.

nem Flügel, der sich von Anfang an gegen den Krieg gewandt, dem Kaiser den „Burgfrieden" verweigert und darauf bestandenen hatte, der Feind stünde im eigenen Lande. Die KPD machte aus ihrer engen Verbundenheit zur russischen Partei keinen Hehl, trug selbstbewußt den Beinamen „Sektion der Kommunistischen Internationale", fühlte sich als Teil einer Weltpartei, wurde von der KOMINTERN beraten und erkannte ihre Beschlüsse als verbindlich an. Später – nach Lenins Tod und in dem Maße, wie die KPdSU auf ihrem Führungsanspruch bestand und Stalin sie zu seinem Werkzeug machte – waren es strikte Weisungen, die den wechselnden Kurs der KPD und auch die Zusammensetzung ihrer Führung bestimmten.

Was konnte für die KPD in den ersten Jahren ihrer Existenz darum näherliegen als nachzuholen, was im November 1918 in Deutschland mißlungen war: die proletarische Revolution, die Errichtung der *Diktatur der Arbeiterklasse*. Sie arbeitete auf die *Gewinnung der Massen* und den bewaffneten Aufstand hin. 1923 ein letzter, mißlungener Versuch. Erfolglosigkeit und Niederlagen führten zu innerparteilichen Kämpfen, wiederholtem Führungswechsel.

Auch im übrigen Europa mißlangen die proletarischen Revolutionen, wurden niedergeschlagen – wie in Ungarn beispielsweise. Die Sowjetmacht blieb auf sich allein gestellt. Dem (fast) unblutigen Auftakt der Oktoberrevolution waren ein mörderischer Bürgerkrieg und ausländische Intervention gefolgt. Das revolutionäre Proletariat setzte eisern durch, was die Abwehr der weißen Konterrevolution und der ausländischen Interventen erforderte. „Die Außerordentliche Kommission zur Bekämpfung der Konterrevolution", die TSCHEKA, wurde zum Schrecken aller, die sich der Revolution widersetzten oder nicht erbrachten, was sie von ihnen forderte. *Kriegskommunismus* nannten die Verteidiger der Revolution ihr strenges Regime.

Nachdem die Weißgardisten geschlagen und die ausländischen Interventen vertrieben waren, stellte sich die Frage: Wie weiter? Ein Teil der Bauern – sie machten insgesamt vier Fünftel der Bevölkerung aus – hatte den *Kriegskommunismus* hingenommen, solange er die Rückkehr der Gutsbesitzer fürchtete; schließlich hatten sie ihr Land den Bolschewiki zu verdanken. Ein anderer Teil hatte sich gewehrt. Die Sowjetmacht mußte Bauernaufstände in Südrußland, der Ukraine und Sibirien unterdrücken. Den patriarchalischen Strukturen ihres Dorfes, ihrer Kleinbesitzermentalität und ihrem orthodoxen Glauben verhaftet, waren die Bauern keine Revolutionäre geworden. Ließ sich der Sozialismus, isoliert von aller Welt, in diesem einen Lande aufbauen?

Die Bolschewiki hatten nach dem Ausbleiben der „Weltrevolution" nur die Wahl, sich für den Roten Oktober zu entschuldigen und die Macht abzugeben (an wen?) oder sich der Prüfung zu stellen. Der Pragmatiker Lenin verdrängte 1921 die Bedenken des Theoretikers Lenin: „*Warum sollten wir also nicht damit anfangen, auf revolutionärem Wege die Voraussetzungen für dieses bestimmte Niveau zu erringen und dann* [...] *vorwärtsschreiten und die anderen Völker überholen*". Man besaß ja die Macht.

Also wurde die Sache in Angriff genommen: Die Neue Ökonomische Politik löste den Kriegskommunismus ab. Dem Erwerbssinn und

Gewinnstreben wurde Raum geschaffen, Markt wurde zugelassen – und so das (nackte) Überleben gesichert. Die ersten Erfolge machten Lenin optimistisch: In einigen Jahren werde aus *„dem Rußland der NÖP das sozialistische Rußland werden"*.[11]

Tatsächlich wuchsen die landwirtschaftlichen Erträge aufs Vorkriegsniveau. Auch die im Bürgerkrieg fast zum Erliegen gekommene industrielle Produktion kam in Gang und erreichte bis Ende 1925 immerhin drei Viertel ihres Umfangs von 1913. Der TSCHEKA waren 1922 ihre „Außerordentlichen Vollmachten" genommen worden, sie wurde zur „Staatlichen Politischen Verwaltung", GPU, reorganisiert. Die Repressionen ließen nach. Doch von dem emanzipatorischen Strafsystem, das den Führern der Revolution einmal als dem Sozialismus gemäß vorgeschwebt hatte, konnte keine Rede sein. Staatliche Gewalt blieb ein entscheidendes Mittel der Machtsicherung. Die soziale Basis der proletarischen Revolution war zu schmal. Zweieinhalb Millionen Arbeiter hatte die Statistik 1913 in Rußland gezählt – in einem Land mit 130 Millionen Einwohnern. Viele, die ihren politisch bewußten Kern bildeten, waren an den Brennpunkten des Bürgerkrieges getötet.

Die „Diktatur des Proletariats" geriet zur Diktatur der Avantgarde, als die sich die Partei betrachtete, zu einer im Namen des Proletariats ausgeübten Diktatur. Angesichts von Ratlosigkeit und Zweifeln in den eigenen Reihen, setzte Lenin 1921 ein „Fraktionsverbot" in der Partei durch. Ohne äußerste Disziplin und Unterordnung unter die Beschlüsse der Führung, ihrer Weisungen, glaubte er die enormen Schwierigkeiten der Sowjetmacht nicht meistern zu können.

Das war der Weg, den der Sowjetstaat zurückgelegt hatte, als Hein zusammen mit vierzehn oder fünfzehn Genossen seiner Eimsbüttler SAJ-Gruppe 1925 zum Kommunistischen Jugendverband (KJVD) übertrat. Sein Vater war bereits seit Auflösung der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei – der er seit ihrer Gründung im Jahre 1917 angehört hatte – Mitglied der KPD.

Hein und ich diskutierten diese frühe Periode der Sowjetmacht in den letzten Jahren wiederholt und fragten uns, ob nicht schon hier der Grund für den Zerfall lag, den wir gerade schmerzhaft erlebten. Waren Rosa Luxemburgs Warnungen unterschätzt worden, ihre Sorge, die Gewalt könne sich verselbständigen, die einmal in äußerster Bedrohung erprobten Methoden könnten beibehalten werden?

Ohne Kenntnis der sowjetischen Geschichte sind die Biographien von Kommunisten nicht verständlich. Am Land der Oktoberrevolution machten sich ihre Hoffnungen und ihre Enttäuschungen fest. Aus der Existenz der Sowjetunion schöpften sie Kraft oder zerbrachen an ihr. Sie verteidigten sie als Verheißung und mußten sich mit ihrer Realität auseinandersetzen, ihretwegen wurden sie geächtet und isoliert. Kein Wunder also, daß sich in diesen Tagen so viele Fragen auf ihre Anfänge, ihren Weg und ihr Ende richten, daß ihre Geschichte bei der Bilanzierung unseres Lebens eine so große Rolle spielt.

1925 hielten die Horrormeldungen aus dem Land der Sowjets den jungen Hein nicht davon ab, sich den Kommunisten anzuschließen. Lag es nicht auf der Hand, daß sie verbreitet wurden, um die deutschen Arbeiter davon abzubringen, es ihren russischen Brüdern gleichzutun, die

11 Ebenda Bd.VI, S.630.

Bürger abzuschrecken und sie gegen die Kommunisten aufzubringen? Revolutionäre hatten am eigenen Leib erfahren, daß sie mit keinem Pardon rechnen konnten, und auch sie faßten ihre Gegner nicht mit Samthandschuhen an. Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Man brauchte nicht bis zur Ausrottung der Indianer oder zur Kolonisierung Afrikas zurückzugehen, um zu erkennen, wozu die Herrschenden fähig waren, wenn es um Macht und Gewinn ging, die erst wenige Jahre zurückliegende Niederschlagung der Münchner Räterepublik und die Verbrechen der Freikorps an aufständischen Arbeitern hatten es gezeigt. Und war der Weltkrieg nicht ein von den Herrschenden zu verantwortendes Massaker an Millionen junger Männer, ein Gewaltexzeß ohne Beispiel! Nein, die Horrormeldungen der Hugenbergpresse beindruckten die jungen Genossen nicht. Gewalt erschien als ein Geburtshelfer der Geschichte – im guten wie im bösen. Das Verhältnis zu ihr war auch immer ein Ergebnis persönlicher Erfahrung.

Mußte sich Hein vorwerfen, achtzehnjährig dem Kommunistischen Jugendverband beigetreten zu sein? Auf wieviel mehr hätte er an seinem Lebensende hinweisen können, wenn er in der sozialdemokratischen Bewegung geblieben wäre? Und wie sähe seine Lebensbilanz aus, wenn er sich als Untertan aus allem herausgehalten oder sich statt Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg die Freikorpshelden zum Vorbild genommen hätte, wenn er als junger Mann zur Schwarzen Reichswehr gegangen wäre?

Durch das Vorbild der Eltern und Großeltern war es für Hein selbstverständlich geworden, keine Ungerechtigkeit hinzunehmen, für seine Forderungen einzutreten, Solidarität mit anderen zu üben. Gelegenheit dazu gab es genug. Als Lehrling gewann er auf dem Gut Farmsen seine elf Kollegen für einen Streik. Man hatte den nach der Feldarbeit immer hungrigen jungen Leute das Essen kürzen wollen. Es wurde nicht gekürzt. In der Gewerbeschule wählten ihn seine Mitschüler in den Schülerrat. Als junger Schiffbauer gehörte er zu den Organisatoren eines Streiks der vornehmlich jungen – Nietenwärmer und Vorhalter. Und als er in Shanghai sah, wie Europäer sich von Chinesen im Trapp durch die Straßen ziehen ließen, gewann er – obwohl als Trimmer an Bord zu den letzten zählend – Mannschaftskameraden dafür, einen Rollentausch zu demonstrieren: Sie spannten sich vor Rikschas und zogen Chinesen über den Bund, die Prachtstraße am Ufer des Huangpu Jiang, mit ihren Bank- und Geschäftshäusern ein Symbol europäischer Herrschaft. Die Kolonialmacht klagte sie der „Verächtlichmachung der weißen Rasse" an.

Selbst in der Jugendstrafanstalt auf der Elbinsel Hahnöversand – man hatte Hein und seinen Bruder 1928 nach einer tätlichen Auseinandersetzung mit den aufkommenden Nazis zu anderthalb Jahren Haft verurteilt – protestierte er gegen korrupte Beamte. Sie hatten sich an der Verpflegung der Häftlinge vergriffen. Der Direktor nannte das eine „Meuterei" und ließ ihn in eine andere Haftanstalt nach Bergedorf überführen.

Wer Hein Meyn gekannt hat, den wird das alles nicht überraschen.

Den Anstoß anzumustern gab die Schwierigkeit, Arbeit zu finden; als einer, der längst auf den „*Schwarzen Listen*" der Werftunternehmer

stand, hatte er keine Aussicht, als Schiffbauer eingestellt zu werden. Hinzu kam Sehnsucht nach der großen Welt. Als junger Werftarbeiter hatte er täglich Schiffe elbabwärts den Meeren und anderen Ländern entgegenfahren gesehen. Die Erlebnisse seiner Seefahrten waren in ihm haften geblieben. Wir Jungen hörten ihn gerne davon erzählen. Er fügte meist hinzu, er wäre gerne bei der Seefahrt geblieben, doch die Partei habe es anders gewollt. Er wird sich der Entscheidung der Kaderabteilung nicht nur aus selbstverständlicher Disziplin gefügt haben, wie man annehmen konnte, wenn er von seinem Wunsch sprach, Schiffsoffizier zu werden wie sein älterer Bruder. Die Umgestaltung der Welt zum Beruf zu erheben, zweiundzwanzigjährig von der Partei in den Rang eines Leninschen Berufsrevolutionärs erhoben zu werden, das mußte der junge Kommunist als höchste Auszeichnung empfunden haben. Ihm wurde Anfang 1927 zunächst die Leitung des KJVD-Distriktes Altona übertragen, später die Funktion des Organisationssekretärs des Hamburg, Schleswig-Holstein und Teile des nördlichen Niedersachsen umfassenden Bezirks Wasserkante.

„Berufsrevolutionär" – das darf nicht falsch verstanden werden; mit festem Gehalt, guten Diäten und sicheren Pensionsaussichten hatte das nichts zu tun. Hein erhielt zu seiner staatlichen Arbeitslosenunterstützung einen kleinen Zuschuß, um ein Zimmer bezahlen und sich satt essen zu können; sich ausreichend zu kleiden, fiel schon schwer, wie er seinem Enkel Timm berichtete. Man mußte von seiner Sache sehr überzeugt sein, um ihr unter diesen Lebensumständen alle Zeit und Kraft zur Verfügung zu stellen. Man mußte bereit sein, alle damit verbundenen Nachteile und Gefahren in Kauf zu nehmen. Das, was man ein Privatleben nennt, gab es für Hein so wenig wie für die anderen Kader.

Als Hein für die Arbeit im Jugendverband „freigestellt" wurde, wie man es nannte, hatten sich die Verhältnisse in der Republik verändert. Die der Nachkriegskrise folgende, 1924 einsetzende Phase *relativer Stabilisierung* des Kapitalismus war zu Ende gegangen. Die KPD hatte sie als eine *nichtrevolutionäre Zeit* eingestuft. Die Verteidigung der Sowjetunion war oberstes Ziel geblieben. Ihm waren alle Überlegungen untergeordnet. Verständlich für alle, die an den politischen und sozialen Verhältnissen (materiell oder auch nur ideell) litten und die Sowjetvölker dabei sahen, eine neue, bessere Welt schaffen.

Auch in dieser *nichtrevolutionären Zeit* blieb das Verhältnis der revolutionären Partei zu Reformen gebrochen. Söhnten Reformen die Arbeiterklasse nicht mit dem Kapitalismus aus, brachten sie sie nicht von ihrer *historischen Mission* ab? Andererseits: Mußte man nicht durchsetzbare Minimalforderungen erheben, um die *Massen zu gewinnen*?

Es hatte seit Gründung der KPD immer auch Opposition gegen den von der KOMINTERN angewiesenen Kurs gegeben und auch kritische Fragen zu den Methoden, mit denen in der Sowjetunion der Sozialismus aufgebaut wurde. Soweit die Opponenten aus der KPD *herausgesäubert* wurden und sich eigenständig formierten, blieben sie kleine Gruppen und wurden politisch kaum wirksam – was den Zweifel nährt, ob die kommunistische Idee in kritischer Distanz zur Sowjetunion eine größere Chance gehabt hätte.

Die KOMINTERN hatte beschlossen, ihre nationalen Sektionen zu

bolschewisieren. Sie sollten nach dem *Vorbild der ersten siegreichen Partei des Weltproletariats* formiert werden – *weiterentwickelt*, wie es hieß. Nach Stalins Vorstellung hatten sie Armeen zu gleichen, die Menschen besonderen Schlages vereinigten, Menschen, deren Disziplin im Zweifelsfall größer sein mußte als das, was sie persönlich für richtig hielten. Die straff geleitete Kaderpolitik brachte jene Genossen in Funktionen, die sich dieses Parteiverständnis zu eigen machen konnten. „*Typisch für die 'bolschewisierten' Parteien wurden Ernst Thälmann in Deutschland und Maurice Thorez in Frankreich: Arbeiterkader, für deren Bestellung die unbedingte und kritiklose Loyalität gegenüber der Führung der KPdSU allein ausschlaggebend war*".[12] Wenn Hein von der Aversion seines noch in der alten Sozialdemokratie geprägten Vaters gegenüber Thälmann sprach, dann erklärte er sie aus dessen Abneigung gegen alles Vierschrötige, Poltrige, Ungebildete. Die damals jungen Kader hingegen sahen den Arbeiterführer anders und wurden nach 1945 immer wieder als Zeugen für Thälmanns Klassenverbundenheit und Treue zur Sowjetunion aufgeboten.

Zugleich erfuhr der Internationalismus der Arbeiterbewegung – Ausdruck der Friedenssehnsucht, der Kampfansage an den Imperialismus – eine besondere Auslegung: „*Internationalist ist, wer vorbehaltlos, ohne zu schwanken, ohne Bedingungen zu stellen, bereit ist, die Sowjetunion zu schützen*".[13]

Die *Bolschewisierung* prägte Heins Parteiverständnis – ein Parteiverständnis, das er bis in die 90er Jahre beibehielt. Er hatte dieses Parteimodell verinnerlicht, ohne daß ihm der Mut abhanden gekommen wäre, seine Meinung offen zu äußern und sie, solange man ihn nicht überzeugte, hartnäckig zu vertreten. Er blieb unbequem. Eine Haltung, die ich mir zum Vorbild nahm.

Als Hein Anfang 1930 aus der Haft entlassen wurde, war Deutschland – nach einer kurzen Periode wirtschaftlicher Erholung – erneut von einer schweren wirtschaftlichen Krise geschüttelt. Der Staat versagte vor den Problemen, versuchte sie auf Kosten der sozial Schwächsten zu lösen, verlor jedes Ansehen. Hitler hingegen gewann von Wahl zu Wahl mehr Stimmen – aus dem bürgerlichen Lager, wie der Verfall der konservativen und liberalen Parteien zeigte. Mit Hindenburg stand ein Mann an der Spitze des Reiches, dem die Kommunisten mißtrauten: „*Wer Hindenburg wählt, wählt Hitler!*"

Die KPD hatte großen Zulauf von Opfern der Krise – Arbeitslosen und Wohlfahrtsempfängern. Sie hatten jedes Vertrauen in das parlamentarische System verloren, erlebten sie doch einen vor der sozialen Not versagenden Reichstag und eine Regierung, die mit Hilfe von „Notverordnungen" Löhne, Gehälter und Unterstützungen kürzte. Viele namhafte Intellektuelle und Künstler sahen in der KPD die entschiedenste Kraft gegen Hitler. Die Zahl ihrer Mitglieder wuchs auf 300.000 an.

Die Partei setzte Hein erneut in Altona ein, diesmal als politischen Leiter des KPD-Unterbezirkes. Ein gutes Jahr später, im Sommer 1931, schickte sie den jungen, inzwischen im Kampf und in der Haft bewährten Genossen nach Moskau auf die „Lenin-Schule" der Kommunistischen Internationale – ein Zeichen dafür, daß sie Größeres mit ihm vorhatte.

12 G.Fülberth, Der große Versuch, Köln 1994, S.86.

13 J.W.Stalin, Werke, Bd.10, Berlin 1952, S.45.

Für Hein erfüllte sich der Wunsch jedes Kommunisten, ins „Vaterland der Werktätigen" zu reisen und die Ergebnisse des sozialistischen Aufbaus, von denen die „Rote Fahne" und anschaulicher noch die „Allgemeine Arbeiter-Illustrierte" ständig berichteten, mit eigenen Augen zu sehen. Er reiste im Unterschied zu anderen ganz legal in die UdSSR – als arbeitsuchender Schiffbauer. Dieser nachweisbare Umstand half ihm später bei Verhören der GESTAPO den Verdacht auszuräumen, er sei ein „Lenin-Schüler". Seine Mitschüler hatten ihn nur unter dem ihm zugeteilten Decknamen Döring kennengelernt.

Sechs Jahre waren seit Heins Übertritt zum KJVD vergangen. Stalin hatte nach Lenins Tod im Streit um den richtigen Weg und die geeigneten Mittel seine Kritiker „zertrümmert" und „ausgemerzt". Zehntausende von Parteimitgliedern wurden als „Unrat" aus der Partei entfernt. Stalins Sprache ließ die Methoden ahnen und verriet ein Wesen, vor dem schon Lenin gewarnt hatte. Die große Mehrheit der Delegierten des XIV. Parteitages der KPdSU stellte sich hinter den Georgier und stimmte zu, daß die Veranstaltung „*das Proletariat mit dem unerschütterlichen Glauben an den Sieg des sozialistischen Aufbaus ausgerüstet*" habe.[14]

Nach weiteren „Säuberungen" und entsprechender „Kaderauslese" wurde die Partei mit der Brechstange des „Demokratischen Zentralismus" zu einem hierarchisch gegliederten Apparat zur persönlichen Machtsicherung des Generalsekretärs deformiert – unter Berufung auf Lenins Konzept einer „Partei neuen Typus". Als Hein in die Sowjetunion fährt, läßt sich Stalin bereits als einzig würdiger Nachfolger des großen Lenin feiern.

Was 1925, nach Abbruch der NÖP, tatsächlich auf den Weg gebracht worden war, das war kein Sozialismus. Stalin selbst hatte im Bericht an den XIV. Parteitag formuliert, worum es ging: Das Agrarland sollte aus eigner Kraft in ein von den kapitalistischen Ländern unabhängiges Industrieland – verwandelt werden, in kürzester Zeit.

Wie Kritiker befürchtet hatten, wurde die Industrialisierung auf eine Weise forciert, die dem sozialistischen Ziel einer *Assoziation freier Produzenten* (K. Marx) zuwiderlief. Die zentralisierte Kommandowirtschaft wurde von einer ausufernden Bürokratie betrieben. Nach ihren strengen Weisungen wurde produziert, investiert und verteilt. Drakonische Arbeitsgesetze verliehen den „Planvorgaben" den nötigen Nachdruck.

Der forcierte Aufbau einer Schwerindustrie fand auf Kosten der Bauern statt, die Planer belasteten sie mit höheren Steuern und senkten die Preise für Agrarprodukte. Die Bauern setzten sich zur Wehr, schlachteten Vieh, legten Brände, griffen Staats und Parteifunktionäre an. Der Bürgerkrieg setzte sich – wie von Stalin im Januar 1925 vorausgesagt – fort. Ende 1929 beschloß die Führung die „*durchgängige Kollektivierung*" und blies zum „*direkten Angriff auf die Kulaken*", die am erfolgreichsten wirtschaftenden Bauern, die sich der Kollektivierung am hartnäckigsten widersetzten. Hungersnöte, denen Millionen Menschen zum Opfer fallen, sind die Folge.

Der XVI. Parteitag feiert im Juni 1930 den Sieg über „*die zahlreichste Ausbeuterklasse in unserem Lande*".

Hein war 1931 zusammen mit anderen „Lenin-Schülern" von Mo-

14 J.W.Stalin, Fragen des Leninismus, Moskau 1938, S. 203.

15 Mitteilungen an Timm, Gespräch mit Hein Meyn, Lübeck 1988, S. 26.

skau aus in die Dörfer der Wolgadeutschen geschickt worden, um für die Kollektivierung zu werben. „Die Bauern begegneten uns mit Mißtrauen", erinnert er sich.[15] Doch für Hein und seine Mitschüler stand fest, was auch mir und unseresgleichen einleuchtete: Ausbeutung auf dem Lande konnte man im Sozialismus auf die Dauer nicht zulassen, die unzähligen ohne Knechte auskommenden Bauernwirtschaften aber waren zu klein, um moderne Technik anzuwenden und eine Produktivität zu erreichen, die sich mit der westeuropäischen oder gar amerikanischen Landwirtschaft messen konnte. Der Zusammenschluß zu Genossenschaften war dem „Bauernlegen" vorzuziehen, der Verdrängung der Kleinen durch die Großen, wie sie unter den Bedingungen marktwirtschaftlicher Konkurrenz in Westeuropa in einem längeren Prozeß stattgefunden hatte.

Was das für die Betroffenen bedeutete, das blieb für uns weitgehend unbekannt und abstrakt. Wir gewannen unser Bild von der Kollektivierung aus Michail Scholochows Roman „Neuland unterm Pflug".

Tatsächlich verdarben die Methoden der Kollektivierung ihr Ergebnis. Für Hunderttausende bedeutete sie eine Tragödie. Die *Diktatur des Proletariats* – von Marx als Herrschaft einer Mehrheit verstanden – verlor ihren unerläßlichen Verbündeten: die Bauernschaft.

Die Geburtsfehler der Kollektivierung sind nie verheilt. Die Landwirtschaft als Ganzes blieb ein Sorgenkind der UdSSR bis in ihre letzten Tage.

Das Tempo der Industrialisierung ist von der KPdSU stets mit der drohenden Kriegsgefahr begründet worden. Ihre Sorge war nicht unberechtigt. Hitler hatte bereits 1925 in „Mein Kampf" verkündet, daß er das Reich nach Osten zu vergrößern gedenke und im Bolschewismus seinen Hauptfeind sehe. Eine Schwerindustrie aus dem Boden zu stampfen, um die Verteidigungsfähigkeit des Landes zu erhöhen, wurde für die UdSSR zur vordringlichsten Aufgabe.

Dieser zweite Bürgerkrieg hatte die Momente der Gewalt verstärkt, ihre Instrumente ausgebaut sowie Menschen heranwachsen lassen und in Funktion gebracht, die sich allein darauf verstanden. Nahmen Hein und seine Mitschüler das nicht wahr? Oder hielten sie die Methoden für zulässig? Naheliegende Fragen. Doch da gab es auch noch eine andere Seite der Wirklichkeit, die die Bolschewiki ins Blickfeld ihrer ausländischen Brüder und Sympathisanten rückten und die die bedenklichen Erscheinungen in ihrer Wahrnehmung zurückdrängten: der Enthusiasmus der „Erbauer des Sozialismus".

Inzwischen sind die ehemals sowjetischen Archive Historikern zugänglich, es liegen seriöse Untersuchungen über Ausmaß, Charakter und Genesis des Stalinschen Terrors vor. Der Historiker Markus Wehner – bemüht, *„sowohl verharmlosende als auch überzogene Interpretationen zu korrigieren"* – zieht in Zweifel, *„ob Terror allein das Regime an der Macht hätte halten können. Dazu bedurfte es der Unterstützung, der Loyalität, des Glaubens von entscheidenden Teilen der Bevölkerung"*.[16] Sie waren das Ergebnis von Aufbauerfolgen, die auch in der krisengeschüttelten kapitalistischen Welt Anerkennung fanden und dem Sowjetstaat Sympathien nicht nur der Kommunisten einbrachten: Die Industrieproduktion erreicht bereits 1927 das Vorkriegsniveau und über-

16 Markus Wehner, Stalins Terror, Genese und Praxis der kommunistischen Gewaltherrschaft in der Sowjetunion 1917-1953, in Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitschrift Das Parlament, B 37-38/96, S. 15 ff.

17 Dimitri Wolgogonow, STALIN, Düsseldorf 1989, S. 280.

schreitet es 1930, im zweiten Jahr des ersten Fünfjahrplanes, bereits um 180 Prozent.[17] Damit einher geht die unerläßliche Überwindung des Analphabetentums: Die Menschen lernen lesen und schreiben, werden an Literatur und Kunst herangeführt, Schätze der Kultur erschließen sich ihnen. Die bescheidene Verbesserung des Lebensstandards für einen Großteil des Volkes stützt seine Hoffnung auf den Sozialismus.

Hein blieb stolz darauf, die Lenin-Schule besucht und darüberhinaus zu den wenigen Absolventen gehört zu haben, die in die KPdSU aufgenommen wurden. Als ihn 1988 Joachim Tschirner, ein junger Ostberliner, als Zeitzeugen vor der Kamera befragt, bezeichnet er das Jahr in der Sowjetunion als die schönste Zeit seines politischen Lebens. Und bis zuletzt berief er sich auf die Lenin-Schule, wenn er seiner Meinung Gewicht verleihen wollte. Alles, was ihm wichtig und richtig erschien, glaubte er, dort gelernt zu haben.

1932 kehrten die deutschen Genossen aus Moskau überstürzt zurück. Die politische Krise in Deutschland hatte sich zugespitzt, der Demagoge aus Braunau am Inn war der Macht nahe. Das Weitere ist bekannt: Hitlers Gegner waren zerstritten, ihre zersplitterten Kräfte reichten nicht aus, seinen Aufstieg aufzuhalten. Der 1918 aufgerissene Graben zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten hatte sich in den Jahren der Weimarer Republik vertieft; er war nicht so schnell zuzuschütten.

Im Januar 1933 erklärte Reichspräsident von Hindenburg, Kaisers einstiger Feldmarschall, Hitler zum Kanzler. Der neue „Führer" zögerte nicht, seine Ankündigungen wahrzumachen. Kaum im Amt, fand sich auch eine Reichstagsmehrheit, die ihn zum Alleinherrscher ermächtigte und ihm den Weg für die physische Vernichtung seiner Gegner freigab. Das hätte nie geschehen können ohne Duldung und Förderung Hitlers durch die gesellschaftlichen Eliten – die wirtschaftlich Mächtigen, die Reichswehr, die Beamtenschaft, die Kirchen. Für viele von ihnen erfüllte sich 1933, worauf sie seit 1918/19 gehofft und hingearbeitet hatten: die Beseitigung der ungeliebten Republik, die Kriminalisierung der Linken, die Zerschlagung ihrer Parteien und Gewerkschaften, *„die Reinigung des deutschen Volkskörpers von artfremden Elementen"*, die Aussicht auf ein militärisches Wiedererstarken des Reiches und die Beseitigung der *„Schande von Versailles"*. Es kann die Armeebefehlshaber nicht überrascht haben, was Hitler ihnen am dritten Tag seiner Kanzlerschaft als sein Ziel erklärte: *„die Eroberung neuen Lebensraumes im Osten und dessen rücksichtslose Germanisierung"*.[18] Hitler hatte es bereits 1925 in „Mein Kampf" angekündigt.

Doch auch dem Volk in seiner Mehrheit mußte Hitlers Herrschaft nicht aufgezwungen werden, es hatte ihn herbeigewählt, trug ihn und hielt bis zu seinem unrühmlichen Abtritt zu ihm.

War die „Machtergreifung" Hitlers zu verhindern gewesen?

Wie Hitler aufgehalten werden konnte, das sei 1931/32 unter den deutschen Lenin-Schülern die am intensivsten diskutierte Frage gewesen, erinnerte sich Hein. Die Genossen hätten sich dabei an die Beschlüsse des Sechsten Weltkongresses der KOMINTERN von 1928 gehalten. Stalin hatte der internationalen Bewegung die auch für die deutsche Sektion verbindliche „Generallinie" vorgegeben. Jahrzehnte später

18 Golo Mann, Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt/M 1992,

werden die Kommunisten sie selbstkritisch als „ultralinks" einschätzen. Damals jedoch kam sie dem sektiererischen Radikalismus großer Teile der Mitgliedschaft entgegen, insbesondere den neuen, politisch unerfahrenen, erst in der Krise zur Partei Gestoßenen. Nur eine Minderheit opponierte und wurde aus der Partei gedrängt.

Stalin sah Ende der 20er Jahre das Weimarer System zusammenbrechen. Hitler sollte es nicht beerben. Ein *Sowjetdeutschland* sollte an die Stelle der bürgerlichen Republik treten. Es gab für ihn nur noch die Alternativen: Räteherrschaft oder Faschismus. Doch wie sollte man es dabei mit den Sozialdemokraten halten? Darüber habe man in Moskau diskutiert, berichtete Hein 1988 seinem Interviewer. Er habe nicht gelten lassen, daß die SPD mehr auf Demagogie, die Nazis mehr auf Terror setzten, und dieser Behauptung seine praktischen Erfahrungen in den politischen Auseinandersetzungen entgegengesetzt: Die Nazis seien auch Demagogen und die sozialdemokratischen Polizeipräsidenten verstünden sich auf Terror.

Mit einem *Sowjetdeutschland* als Ziel sah man die Sozialdemokraten als die Hauptgegner an und ächtete sie mit dem diskriminierenden Namen *Sozialfaschisten*, waren sie es doch, die die Mehrheit der Arbeiter vom Kampf um ein Sowjetdeutschland abhielten. Die Einheit der Arbeiterklasse, zu der die KPD aufrief, sollte als Einheit von unten entstehen, d.h. gegen die sozialdemokratische Führung, mit der kein Aufstand zu machen war.

Wovon die jungen Berufsrevolutionäre, die Thälmannschen Kader, beseelt waren und wohin sie die beträchtliche Zahl von Anhängern – jeder sechste Wähler setzte auf die KPD – führen wollten, das hat Hein in einem Gespräch mit Dokumentaristen beschrieben. Sie seien der festen Überzeugung gewesen, daß es gelingen werde, mit einem Generalstreik das „*Tor zum sozialistischen Deutschland aufzustoßen*". Aus dem Generalstreik müsse der bewaffnete Aufstand erwachsen, ohne den es keinen sozialistischen Staat geben werde. Und welche Vorstellungen gab es über den späteren „Aufbau des Sozialismus"? Darüber zu diskutieren, habe man keine Zeit gehabt. Man rechnete mit den Erfahrungen der sowjetischen Brüder. „*Wir waren damit beschäftigt, den bewaffneten Aufstand vorzubereiten*", Waffen zu beschaffen. Und um die Berechtigung des Aufstands zu unterstreichen, fügte er hinzu: Wenn er 1918 gelungen wäre, „*dann hätte es keinen Faschismus, keinen Zweiten Weltkrieg, keine Teilung Deutschlands, keine Flüchtlinge gegeben*".[19] Und wie dachten die Arbeiter über den Aufstand? Hein gab zu, daß die Mehrheit davon nichts wissen wollte.

Das Konzept scheiterte bekanntlich. Ernstzunehmende Vorbereitungen hatte es ohnehin nicht gegeben. Aus dem *Sowjetdeutschland* wurde nichts. Es war – Hitler, der die Macht ergriff und der deutschen Arbeiterbewegung ihre verheerendste Niederlage bereitete. 1988 schätzte Hein gegenüber seinem Interviewer ein, der größte Fehler sei es gewesen, „*die Gefahr des Reformismus höher einzuschätzen als die faschistische Gefahr*".

Hein setzte nach Hitlers „Machtergreifung" wie Tausende seiner Genossen den Kampf fort. Man kann sagen, auch das war ihm vorgegeben. Die Meyns hatten der sozialdemokratischen Bewegung seit ihren

19 „Meine Geschichte: Hein Meyn", Video-Aufzeichnung eines Gesprächs, hergestellt im Auftrag der Landeszentrale für Politische Bildung und mit Unterstützung des Brandenburgischen Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kultur, 1988.

Anfängen angehört. Heins Mutter, in einem Kieler Armenhaus aufgewachsen, hatte sich als junge Frau – wie ihre Geschwister auch – der SPD angeschlossen. Ein Wort seines Glückstädter Großvaters lebte im Elternhaus fort und bestimmte die Haltung der Meyns: „*Se könt keene Unminschen ut uns moken!*". Wilhelm Meyn, ein Schuhmacher, hatte mit diesen Worten seiner Frau erklärt, warum er seine krisensichere Arbeitsstelle in einer staatlichen Correctionsanstalt, dem Glückstädter Zuchthaus, aufgegeben hatte, nachdem sein Vorgesetzter ihn zu einer Unmenschlichkeit hatte anstiften wollen.

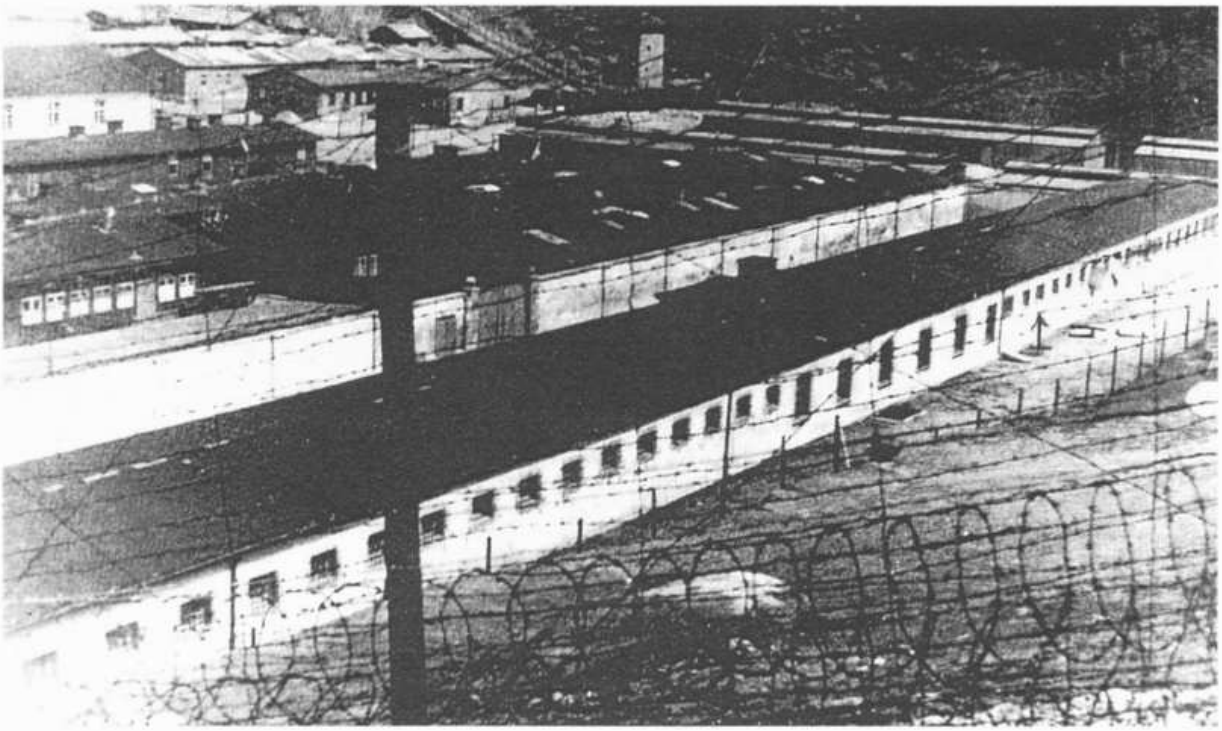
Auch Hein wollte keinen Unmenschen aus sich machen lassen. Damit waren ihm die nächsten zwölf Jahre vorgezeichnet. Er wog das Risiko nicht ab. Auch die Eltern hatten Solidarität mit den Schwächeren selbst dann vorgelebt, wenn es ihnen Nachteile brachte. Zu seinen Kindheitserfahrungen gehörte, daß sein Vater mit den Kieler Howaldtarbeitern streikte, obwohl er einen weißen Kragen trug und im Werftbüro die Bücher führte. Die Direktoren setzten ihn auf die Straße. Er fand Arbeit bei einer Sparkasse in Gaarden und verlor sie, als er sich mit den Fäkalienabholern solidarisierte – sie leerten die Eimerklos in den Mietshäusern und hatten für ihre beschissene Arbeit mehr Lohn gefordert. Die gleichgesinnte Mutter hielt zu ihrem Mann, obwohl sie die Hauptlast der Folgen tragen mußte.

Mit diesen Erlebnissen aufgewachsen, war von Hein Meyn nicht zu erwarten, daß er sich mit der „Machtergreifung" Hitlers abfindet und untätig auf sich zukommen läßt, was seine Partei voraussagte: einen zweiten Weltkrieg. Er ging in den Untergrund, setzte den Widerstand gegen Hitler fort – ganz konkret und praktisch: Als die Nazis zum Boykott jüdischer Geschäfte aufforderten, rief er seine Flensburger Genossen – die im Untergrund wirkende Bezirksleitung hatte ihn dort hingeschickt – auf, demonstrativ in jüdische Geschäfte zu gehen – auch wenn sie kein Geld hatten, dort etwas zu kaufen. Bald darauf wieder in Hamburg, verrät ihn ein Spitzel, Polizei stellt ihn an der S-Bahnunterführung Holstenstraße. Er widersteht der Folter, wird des Hochverrats angeklagt, verurteilt und eingesperrt.

Nach Verbüßung der Strafe 1936 wieder auf freiem Fuß, trifft er auf ein Volk, daß dem „Führer" mehrheitlich zujubelt. Selbst viele jener, die ihn 1932 nicht gewählt hatten, vertrauten ihm inzwischen, hießen gut oder nahmen hin, wie er mit Andersdenkenden umsprang. Die weniger Begeisterten fürchteten sich, ihre Bedenken zu äußern, sie schwiegen, fanden sich ab, liefen mit. Das ermutigte nicht zum Widerstand.

Nicht wenige Antifaschisten zogen es nach dieser deprimierenden Erfahrung und angesichts des ungleichen Kräfteverhältnis vor, auf ein „Abwirtschaften" der Nazis zu warten oder – nach Ausbruch des Krieges – auf die militärische Niederlage des Regimes. Die Kommunisten gehörten zu denen, die den Widerstand fortsetzten. Sie begriffen ihn als Beitrag zur Schwächung der NS-Herrschaft und erbrachten dafür den höchsten Blutzoll. Sie und alle anderen Widerständler retteten dennoch nicht mehr als die „Ehre unseres Volkes" – darum ist von diesem zweifelhaften Gut soviel die Rede.

Obwohl Hein Meyn in Zuchthäusern und Konzentrationslagern am eigenen Leibe erfahren hat, was einem Nazigegner blüht, nimmt er,



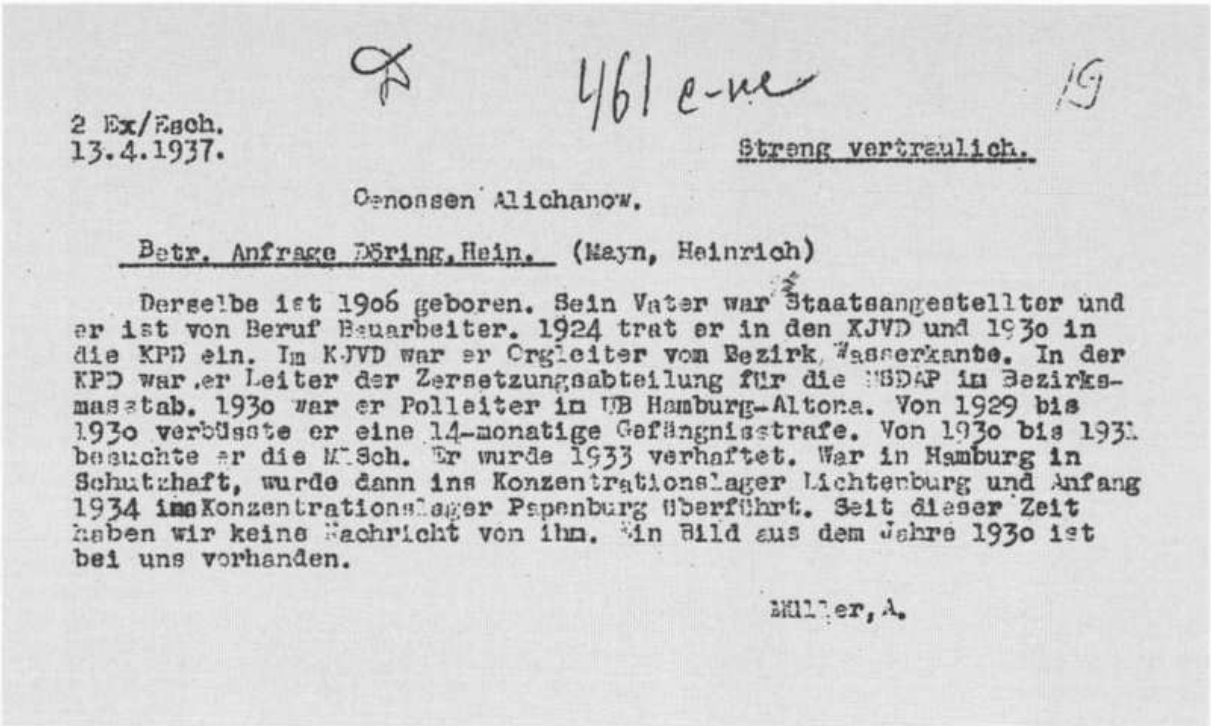
Oben: Konzentrationslager Flossenbürg: Hein Meyns Baracke.

kaum entlassen und trotz Auflagen der Gestapo, den illegalen Kampf wieder auf. Das beeindruckte mich an seiner Biographie am meisten. Nicht lange und der inzwischen Einunddreißigjährige wird ein zweites Mal verhaftet. Sein Leidensweg setzt sich in den Konzentrationslagern Fuhlsbüttel, Sachsenhausen und Flossenbürg fort.

Er gibt auch hinter Stacheldraht und Mauern nicht auf. Unrecht nicht hinzunehmen, sich mit Gleichgesinnten zu organisieren und zu behaupten, Solidarität zu üben, das war für Hein Meyn nicht zuletzt auch eine Frage der Selbstachtung. Als ein angesehener Häftling starb, der ehemalige Reichstagsabgeordnete Lambert Horn, organisiert er eine Art Totenfeier. Warum? „*Unter den schwierigsten Bedingungen taten wir alles, um Menschen zu bleiben*". Er wurde dafür auf den gefürchteten Bock geschnallt und mit einem Ochsenziemer ausgepeitscht. Als ich meinen alten Freund 1990 nach seinem Leben befragte, um es für seinen Enkel aufzuzeichnen, teilte er mir als Erfahrung mit: „*Ein innerlich gebrochener Mensch, der sich zu Handlungen hinreißen läßt, die ihm die Selbstachtung nehmen, nur weil es ihm ums Überleben geht, der hat auch keine Widerstandskraft. Darum ließ man uns nicht nur hungern, sondern demütigte uns auch*".[20]

Die Organisation des geheimen Widerstandskampfes brachte jeden Teilnehmer nicht nur in Lebensgefahr, sondern bereitete ihm nicht selten größte Gewissensnot. Widerstand und Solidarität stellten ihn vor die schwierigsten Entscheidungen, deren Folgen oft nicht abzusehen waren. Irrtümer und Versagen lagen nahe. Hier setzen die Geschichtsklitterer dieser Tage an, basteln eine weitere Legende und geben den Medien die Stichworte: Kommunisten – Spießgesellen der SS-Schergen. Was Hein Meyn betrifft, möchte ich dazu anmerken: Keiner seiner Mithäftlinge – weder deutsche noch ausländische Haftkameraden – haben später je einen Vorwurf gegen ihn erhoben. Der Schauspieler Erwin Geschonneck

20 Mitteilungen an Timm, Gespräch mit Hein Meyn, Lübeck 1988, S. 60.



2 Ex/Esch.
13.4.1937.

Streng vertraulich.

Genossen Alichanow.

Betr. Anfrage Döring, Hein. (Meyn, Heinrich)

Derselbe ist 1906 geboren. Sein Vater war Staatsangestellter und er ist von Beruf Bauarbeiter. 1924 trat er in den KJVD und 1930 in die KPD ein. Im KJVD war er Orgleiter vom Bezirk Wasserkante. In der KPD war er Leiter der Zersetzungsabteilung für die NSDAP im Bezirksmasstab. 1930 war er Polleiter in UB Hamburg-Altona. Von 1929 bis 1930 verbüsste er eine 14-monatige Gefängnisstrafe. Von 1930 bis 1931 besuchte er die MLSch. Er wurde 1933 verhaftet. War in Hamburg in Schutzhaft, wurde dann ins Konzentrationslager Lichtenburg und Anfang 1934 ins Konzentrationslager Papenburg überführt. Seit dieser Zeit haben wir keine Nachricht von ihm. Ein Bild aus dem Jahre 1930 ist bei uns vorhanden.

Müller, A.

Oben: „Streng vertrauliche" Mitteilung der in Moskau befindlichen KPD-Leitung an den Genossen Alichanow, KOMINTERN, vom 13.4.1937, auf Anfrage nach Hein Meyn

schrieb in seinen Lebenserinnerungen über seine KZ-Haft, er verdanke Hein und seinem Genossen Harry Naujocks, dem Lagerältesten, das Leben. Fünfundvierzig Jahre nach ihrer Einlieferung ins KZ Sachsenhausen zeichneten ehemalige tschechische Häftlinge Hein mit der Widerstandsmedaille aus. Als Studenten und Professoren der Karls-Universität waren sie nach Hitlers Einmarsch in Prag ins KZ Sachsenhausen eingeliefert worden. Sie ehrten Hein Meyn wegen der im Lager geleisteten Überlebenshilfe.

Weitgehend von der Außenwelt isoliert – *„nur von den neu eingelieferten Genossen erfuhren wir, wie es draußen zuging"* – setzten die Häftlinge ihre politischen Diskussionen auch in den Lagern fort. Ja, die „Moskauer Prozesse" waren auch ein Thema gewesen; nicht immer sei man sich einig gewesen, erfuhr ich von Hein. Auch der 1939 zwischen Hitlerdeutschland und der Sowjetunion abgeschlossene Pakt habe etliche Genossen irritiert. Er jedoch habe sich in seinem Vertrauen zur Sowjetunion nicht erschüttern lassen.

Was Hein nie erfahren hat ist, daß das sowjetische NKWD (Volkskommissariat für innere Angelegenheiten) 1937 auch nach ihm fahndete. Seine Akte vom 8.April jenes Jahres trägt die Nummer 188558 und ist von dem Zuständigen für die KPD, Alichanoff, unterzeichnet, dem später erschossenen Vater Elena Bonnas. Andere in diese Ermittlung einbezogene Genossen sind liquidiert worden. Die Akten legen den Schluß nahe, daß Hein ihr Los geteilt hätte, wäre er nicht im KZ Sachsenhausen vor dem Zugriff des NKWD sicher gewesen.

Stalin hatte seine persönliche Macht Anfang der 30er Jahre weiter ausweiten können. Bald fühlte er sich stark genug, seine Widersacher auch physisch zu vernichten. Die prominentesten, mehr als fünfzig, werden 1936-1938 in drei großen Schauprozessen als Verräter und Spione verurteilt. Hauptankläger Wyschinski: *„Ich fordere, daß diese tollge-*

21 Zit. n. Hermann Weber, „Weiße Flecken" in der Geschichte, Frankfurt/M 1989, S. 13.

wordenen Hunde allesamt erschossen werden."[21] Die engsten Mitstreiter Lenins fallen dieser Forderung zum Opfer. Stalin mißtraut auch der Armee und läßt drei der fünf Marschälle, 13 der 15 Armeekommandeure, sämtliche Befehlshaber der Marine und Tausende untere Ränge erschießen. Auch die in die UdSSR emigrierten Kommunisten anderer Länder geraten in die Mühlen seines Sicherheitsapparates, darunter zahlreiche deutsche. Sie werden der absurdesten Verbrechen angeklagt, hingerichtet oder zu Zwangsarbeit gezwungen. Einer, der diese „Säuberungen" überlebte, urteilte: „*Es war eine Gegenrevolution*".[22]

Sieben der zehn KPD-Politbüro-Mitglieder, die in die UdSSR emigriert waren, wurden umgebracht, nur einer starb 1936 eines natürlichen Todes. Zwei überlebten die Zeit und kehrten 1945 aus Moskau mit der Weisung und dem Anspruch zurück, den Aufbau der KPD zu leiten: Walter Ulbricht und Wilhelm Pieck.[23] Ihr Verhältnis zur Sowjetunion wird nicht nur von ihren Überzeugungen bestimmt gewesen sein, sondern auch von den während der Säuberungen gemachten Erfahrungen und ausgestandenen Ängste.

Das Paradoxe: Die Deportation und Liquidation aller „Verräter" und „Verschwörer", „Agenten" und „unsicherer Elemente" fand im Lande Beifall – bei denen, die nicht betroffen wurden, die die absurden Anklagen glaubten und die Hoffnung auf den Sozialismus nicht aufgegeben hatten. „*Wem ist das Unmögliche sonst gelungen*", fragt Dimitri Wolkogonow in seinem 1989 noch in der UdSSR erschienenen Stalin-Porträt, „*Millionen von Mitbürgern ermorden und verschleppen zu lassen und dafür die blinde Liebe von Millionen Menschen zu empfangen*?"

Als die SS 1942 gegen Hein und siebzehn seiner Genossen Verdacht schöpfte, sich im Lager organisiert zu haben, „verlegte" das Reichssicherheitshauptamt sie nach Bayern ins KZ Flossenbürg, wo sie – durch blaue Punkte für die Aufseher gekennzeichnet – durch Arbeit im Steinbruch umgebracht werden sollten. So lautete die Weisung aus Berlin. Bis auf einen rettete die Solidarität anderer Häftlinge den „Blaupunkten" das Leben.

Hein hatte Hitler überlebt!

Nun prüft die Biographien eurer Väter und Großväter, sagt, für welche Seite sie in jener Zeit Partei ergriffen. Leisteten sie Hitler Widerstand oder unterstützten sie ihn, indem sie mitliefen und „ihre Pflicht" taten? Taten sie es aus Überzeugung, aus Opportunismus oder nur gedankenlos? Und wenn sie Bedenken hatten, riskierten sie etwas, oder hielten sie sich nur abseits? Fragten sie sich, was sie gegen Unrecht und Krieg tun können, oder redeten sie sich ein, das lohne sich nicht, bringe nichts ein, habe keinen Zweck?

Und all ihr Ankläger, die ihr in den letzten satten fünfzig Friedensjahren aufgewachsen seid und heute das große Wort führt, euch zu Richtern aufschwingt, habt ihr je vor solchen Entscheidungen gestanden, ward ihr solchen Prüfungen unterworfen? Was berechtigt euch, die Motive Hein Meyns und seiner Mitstreiter in Zweifel zu ziehen? Wie könnt ihr euch anmaßen, sie mit den Nazis gleichzusetzen, mehr noch: zu behaupten, sie seien als Häftlinge – indem sie Aufgaben in den Lagern übernahmen – zu Mittätern der SS geworden, und das, um die eigene Haut auf Kosten anderer zu retten. Mit welchem Recht tilgt ihr das An-

22 A.Barnim, Einer entkam, Wien o.J. [1947], S.453, zit.n.H.Weber, S.15.

23 Vgl. Hermann Weber, „Weiße Flecken" in der Geschichte, Frankfurt/M 1989, S.132.

denken von Frauen und Männern, die als Kommunisten Hitler widerstanden und nach quälender Haft und Folter auf dem Schaffot endeten, wenn ihr auf Plätze und Straßen stoßt, die ihren Namen tragen. Warum könnt ihr nicht ertragen, daß die in der einstigen DDR nach Rudolf Breitscheid benannte Kaserne ihren Namen behält, den Namen eines Sozialdemokraten, der zu den „Männern des 20. Juli" gehört hatte, von ihnen als Außenminister vorgesehen war und nach dem mißglückten Attentat auf Hitler ermordet wurde. Warum durfte eine andere Kaserne nicht länger an Thomas Münzer erinnern, den von den Fürsten 1525 hingerichteten Führer der aufständischen Bauern. Er hatte seinen Henkern entgegengehalten: „*Die Herren machen das selber, daß ihnen der arme Mann feind wird. Die Ursache des Aufruhrs wollen sie nicht wegtun, wie kann es auf Dauer gut werden? Wenn ich das sage, muß ich aufrührerisch sein, wohlan*." Hein Meyn war ein Aufrührer, und er hatte gute Gründe, zu denen er stehen konnte!

Ich räume ein, was mir ein sehr viel jüngerer Freund entgegenhielt: Verleumder soll man zurückweisen, doch den Vergleich von Biographien sollte man nicht in dieser Weise zuspitzen, die Menschen nicht auf gut und böse, ihr Leben auf gelungen oder vertan reduzieren. Die Umstände, Bedingungen und Möglichkeiten kommen so leicht aus dem Blick. Und gab es nicht auch Gründe genug, kein Kommunist zu sein?

Vielleicht auch handele ich mir mit meinem Vergleich den heute gängigen Vorwurf ein, den Antifaschismus zu „instrumentalisieren". Ich weiß, daß er zur Machtlegitimation mißbraucht worden ist. Für einen aber wie mich, für den Faschismus und Krieg ein prägendes Erlebnis waren, und noch mehr für Hein Meyn und seinesgleichen, die sich widersetzt hatten, ist es eine naheliegende Frage an Väter und Zeitgenossen, wo sie gestanden haben, als Hitler aufkam und seinen Wahn verwirklichte.

Wie dem auch sei, auf einer Trauerfeier kann ich mich ohnehin nicht damit auseinandersetzen, meine Fragen hätten die Adressaten nicht erreicht – und wer der Anwesenden empfände meine Empörung nach? Dennoch: Hätte ich meine Totenrede jetzt, im Mai 1995, halten müssen, ich würde es allein darauf anlegen, die Biographie meines Freundes gegen alle Versuche zu verteidigen, ihm und seinesgleichen jedes Ansehen zu nehmen und sie als Horrorgestalten in die Geschichte zu stellen. Doch ich wollte dabei auch berücksichtigen, was Jorge Semprun seinen einstigen Mitstreitern und Leidensgefährten ans Herz legt. Der Spanier hatte als junger Kommunist Jahre im KZ Buchenwald verbracht und sprach anläßlich des 50. Jahrestags seiner Befreiung auf dem einstigen Appellplatz des Lagers auf dem Ettersberg bei Weimar: „*Wir dürfen uns nicht mit unserer Rolle als Opfer oder als Held zufrieden geben. Wir können uns nicht mit diesen Rollen begnügen. Man weiß ja, daß beide den kritischen Blick vermeiden, die selbstkritische Gewissensprüfung ablehnen: Helden und Opfer sind Gestalten aus einem Guß, steif, monolithisch, ohne Widersprüche*." Jorge Semprun warnte vor der Versuchung, sich in die arrogante Einsamkeit eines einzigartigen Schicksals zurückzuziehen, gefesselt von der Nichtübertragbarkeit eigener Erfahrung. Ihre Aufgabe bestünde vielmehr darin, der Jugend „*das Wesentliche einer Erfahrung vom Kampf gegen das radikal Böse zu vermitteln,*

das der Nazismus historisch verkörpert hat. [...] Lehren der Vergangenheit zu erhellen und zugleich die Erfahrungen von damals kritisch zu befragen mit Blick auf die Anforderungen der heutigen Zeit."

Auch mit solchen Überlegungen würde ich meine Totenrede überfrachten, doch will ich sie bei der Wahl meiner Worte berücksichtigen. Ich will keinen Helden besingen, kein Martyrium ausmalen, sondern den Lebensweg eines Menschen verständlich machen, eines Menschen, der auch irrte, fehlte und sich letztes Ende hätte einräumen müssen, daß er und seinesgleichen das gute Vorhaben falsch angepackt hatten.

Es waren Irrtümer und Fehlleistungen seiner Partei, die er im Vertrauen auf die Weisheit ihrer Führung, aus Disziplin mitbegangen hatte. Auch mit ihnen konnte ich mich in einer Totenrede nicht auseinandersetzen, noch weniger mit sich aufdrängenden weitergehenden Fragen: Sprach die als unerläßlich erkannte Disziplin uns etwa von persönlicher Mitverantwortung frei? Und wofür zeugt jenes blinde Vertrauen zur Parteiführung, wie ließ es sich mit unserem Selbstverständnis als kritische Menschen vereinbaren?

Und da war noch eine schmerzliche Erfahrung, über die Hein und ich in seinen letzten Jahren wiederholt gesprochen hatten, wenn wir uns mit fragwürdigen Erscheinungen im *realen Sozialismus* auseinandersetzten: Mitstreiter und Leidensgefährten aus den Jahren der Verfolgung waren offenbar von ihrer Macht korrumpiert worden, hatten sich Allüren zugelegt, die uns befremdeten, andere waren in Ungnade gefallen und sahen sich diskriminierender Behandlung ausgesetzt; besonders das Schicksals seines Lagerkameraden Karl Schirdewans berührte ihn.

Abgesehen davon, daß Äußerungen zu diesen Fragen zu viel Zeit in Anspruch genommen hätten, mußte ich auch mit meinen Zuhörern rechnen: Hatten sie ausreichende Kenntnisse und Erfahrungen, um Ursprünge, Charakter und Konsequenzen zu bewerten? Wir selbst sind unseren Irrtümern und Fehlleistungen – was die Zeit nach 1945 betraf waren es auch meine – noch längst nicht auf den Grund gegangen, sind darüber zerstritten. Wie also hätte ich darüber sprechen können?

Ich mußte einen knappen Nenner finden für dieses Leben und griff darauf zurück, was ich sieben Jahre zuvor in einer Kurzbiographie des Freundes anläßlich des 70. Jahrestages der deutschen Novemberrevolution – Hein hatte sie als Junge in Hamburg erlebt – dazu schrieb: „*Doch ein Urteil darüber sollte berücksichtigen, in Verfolgung welcher Ziele die deutschen Kommunisten irrten, Fehler begingen: im Kampf um die Beseitigung der Ausbeutung, die Verhinderung der Nazi-Herrschaft, die Sicherung des Friedens. Hein Meyn und seinesgleichen – können sich darum den Fragen der Jugend, warum wir ihr diese und keine bessere Welt hinterlassen haben, mit mehr Selbstbewußtsein stellen als die meisten ihrer Zeitgenossen*." Doch mir kamen Zweifel. Klang das nicht zu selbstgefällig? Die Fragen der Jugend an ihn und seinesgleichen werden anders lauten, doch nicht weniger kritisch sein. Akzeptabler wird es sein, zu sagen: Hein Meyn braucht sich mit seiner Biographie, seinen Zielen und Motiven vor den Nachgeborenen nicht zu verstecken. Er hat weder Macht mißbraucht, noch sich bereichert. Selbstlosigkeit und Solidarität haben ihn ausgezeichnet.

Hein Meyn war neununddreißig Jahre alt, als das Regime, das ihn

hatte biegen oder brechen wollen, zerschlagen wurde. Für seine Überzeugung hatte er die Hälfte seines Erwachsenendaseins in Zuchthäusern und Konzentrationslagern verbracht. Siebzehn Jahre hatte er gegen Hitler gestanden, unter dessen Willkür gelitten, ums Überleben gekämpft. Das spätere Bundesentschädigungsgesetz gestand auch ihm zu, aus Überzeugung, „gegen die nationalistische Gewaltherrschaft" Widerstand geleistet und sich damit „um das Wohl des Deutschen Volkes und Staates" verdient gemacht zu haben, wie es in abgehobener Amtssprache heißt.

Halten wir das als Zwischenbilanz seines Lebens fest.

Doch vierzig Lebensjahre lagen noch vor ihm? Was fing er mit ihnen an, was läßt sich über seine zweite Lebenshälfte sagen?

Als diese zweite Lebenshälfte beginnt, ist Hein Meyn von der Richtigkeit seiner Idee und den in seinem Leben getroffenen Entscheidungen überzeugter denn je. Der Prior des Kloster Reichenbach erlebt ihn so. Amerikanische Offiziere hatten verfügt, im Kloster befreite KZ-Häftlinge zu pflegen, und Hein sowie seinen Genossen Bleimeyer, einen Arzt, mit der Organisation betraut. Daher die Bekanntschaft mit dem frommen Mann. Hein besteht dem aufgeschlossenen und belesenen Ordensbruder gegenüber darauf, daß der Sozialismus auch in Deutschland nicht mehr fern sei.

Der „*erste Arbeiter- und Bauernstaat*" in Gestalt der Sowjetunion, für den er allen Verleumdungen zum Trotz stets eingetreten ist – Ausgangspunkt und Hort der neuen Gesellschaft – hat seine schwerste Bewährungsprobe bestanden. Alle, die aus seiner Existenz Kraft bezogen und auf seine Stärke vertrauten, fühlen sich bestätigt. Genossen, die die eine oder andere Erscheinung – die Prozesse der 30er Jahre oder das 1939 geschlossene Abkommen mit Hitler etwa – irritiert hatte, schämen sich ihrer Zweifel.

Die *Sowjetmenschen* haben die Hauptlast bei der Zerschlagung des NSStaates getragen, an ihnen hatte sich Hitler die Zähne ausgebissen. Ihr Land steht bei den Völkern des befreiten Europa und in der Welt in hohem Ansehen, Stalin wird als großer Staatsmann und Heerführer auch von seinen Verbündeten im Westen gefeiert. Ansehen besitzen auch die Kommunisten, die sich in den von der Wehrmacht eroberten Ländern im Widerstand bewährt haben; in Italien, Frankreich und anderen Ländern gehen sie aus den Nachkriegswahlen als starke Parteien hervor.

Selbst in Deutschland beruft man sich auf die Widerstandskämpfer, um den Vorwurf zu entkräften, alle Deutschen seien Parteigänger Hitlers gewesen, hätten seine Verbrechen mitbegangen oder hingenommen. Nicht nur in der sowjetischen Zone, auch im westlichen Besatzungsgebiet übertragen die Sieger Kommunisten wichtige Ämter. Als Minister, Bürgermeister und auf anderen Posten helfen sie, das Nachkriegschaos zu ordnen, die Not zu lindern und den Aufbau der zerstörten Städte einzuleiten.

Nein, Hein sieht keinen Grund, die Fronten zu wechseln. Das zweite Mal in seinem Leben hat er einen Weltkrieg erlebt, der zweite mörderischer noch als der erste. Bestätigt findet er, was sein Vater ihm über die Ursachen und Verantwortlichen mitgeteilt hatte. Sie tragen zum Teil die gleichen Namen und sitzen in Nürnberg als Kriegsverbrecher auf der

Anklagebank – die Flicks und Krupps. Als berechtigt hat sich die Warnung seiner Partei erwiesen „*Wer Hitler wählt, der wählt den Krieg!*"

Diesmal, so hofft er, werde man das Übel an der Wurzel packen. Mit den Sozialdemokraten stimmt man überein, daß die „*noch herrschenden Eigentumsverhältnisse*" nicht mehr den gesellschaftlichen Bedürfnissen entsprechen. Die SPD nennt eine „*sozialistische Wirtschaft durch planmäßige Lenkung und gemeinwirtschaftliche Gestaltung*" ihr Ziel.[24] Bis ins christliche Lager hinein scheint die Erkenntnis zu reichen, daß eine gesellschaftliche Umgestaltung unumgänglich sei. In einem an Rhein und Ruhr beschlossenen Programm spricht sich die CDU für eine „*soziale und wirtschaftliche Neuordnung*" aus, deren Inhalt und Ziel nicht länger „das kapitalistische Gewinn- und Machtstreben" sein dürfe.[25] Hoffnung macht auch das Abkommen, auf das sich die Siegermächte in Potsdam geeinigt haben.

Natürlich haben die Kommunisten die Erfahrungen von 1918/19 nicht vergessen. Manches hatte damals ähnlich geklungen, ohne daß daraus etwas wurde, war nur gesagt worden, um verbreiteten Stimmungen entgegenzukommen und den Kommunisten das Wasser abzugraben. Man muß die Verwirklichung der Vorsätze immer wieder anmahnen, Druck von unten organisieren.

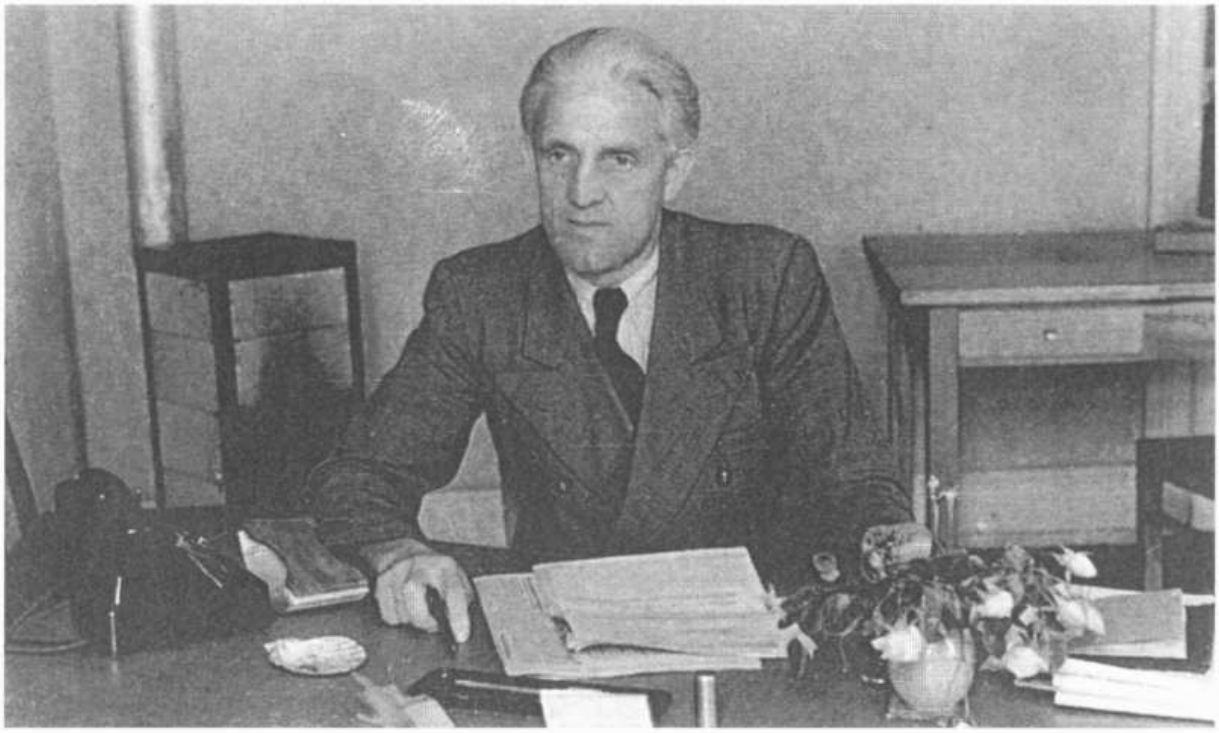
Der Prior, mit dem Hein inzwischen einige Flaschen guten Weins aus den heimlichen Beständen des Klosters geleert hatte, hilft ihm im November 1945 auf den Weg nach Norden, ein schwieriger Weg in dem kriegszerstörten und in Zonen geteilten Deutschland. Hein schlägt sich bis ins total zerbombte Hamburg durch, stößt im Zentrum auf ein Brett mit der Aufschrift „KPD", folgt dem Hinweis und trifft in einer ungeheizten Schule Männer und Frauen in Mänteln, erkennt unter ihnen ehemalige Kampfgefährten. Sie nehmen den Obdachlosen nach Wandsbek ins Lettow-Vorbeck-Heim mit, in dem noch andere Genossen ein Unterkommen gefunden haben, lassen ihm keine Zeit, sich zu überlegen, wie er sein künftiges Leben gestalten will, fragen ihn nicht danach, sondern schicken ihn als Instrukteur in die zum Bezirk gehörenden Hafenstädte. Die erfahrenen Kader, die die Nazi-Diktatur auf die eine oder andere Weise überlebt hatten, wenig genug, stehen vor der Aufgabe, die große Zahl neuer Mitglieder – sie wächst 1946 schnell auf über 300.000 an – zu organisieren, sie mit dem Programm und dem *Marxismus-Leninismus* vertraut zu machen.

Hein blieb in den kommenden Jahrzehnten ein Parteisoldat, womit ich sagen will, daß er die Aufgaben übernahm, die die Partei ihm stellte, und sie dort zu lösen versuchte, wo sie ihn hinstellte. Gemessen an seiner ersten Lebenshälfte sollten es weniger dramatische Jahre werden, weniger gefährlich und entbehrungsreich, wenn auch anstrengend, immer wieder aufregend und auch mager. Und ihm bleibt Zeit und Kraft, sich einen Wunsch zu erfüllen, von dem er in den Haftjahren nur hatte träumen können, ohne sicher zu sein, ob sich der Traum je erfüllen werde: eine Frau zu lieben und ein Kind in die Welt zu setzen.

Die Bezirksleitung Wasserkante schickt den inzwischen 40jährigen, erfahrenen Parteisoldaten im Sommer 1946 als Instrukteur an die Trave, um in der Lübecker Organisation vorhandene „Unklarheiten" über das Verhältnis zur SPD und die „nationale Politik" auszuräumen. Er schafft

24 Leitsätze der SPD, Mai 1946.

25 CDU-Wirtschaftsprogramm für NRW, Februar 1947.



Oben: Hein Mein 1947 als Erster Sekretär der Lübecker KPD im Büro Klingenberg Nr. 6
(heute VOLKSFÜRSORGE und BfG)

es mit dem Ergebnis, daß er Vorsitzender der Kreisorganisation wird. In dieser Eigenschaft lerne ich ihn 1946, im ersten Nachkriegsjahr, kennen.

Die Beziehung, die ich zu Hein Meyn entwickelte, erklärt sich aus jener Zeit, aus dem bis dahin Erlebten und den Schlüssen, die ich daraus zog. Aus französischer Gefangenschaft entflohen, war ich in der Absicht heimgekehrt, beizutragen, daß sich Faschismus und Krieg nicht wiederholen. Den Vorsatz hatte ich mir am 8. Mai 1945 auf dem Hof des DEPOT N0 211 auf ein bis heute erhaltenes Kärtchen notiert, um 14 Uhr, wie vermerkt ist. Soweit mir das mit zwanzig Jahren, meinen beschränkten Erfahrungen und dem geringem Wissen möglich war, wog ich nun ab, mit wem sich meine Absicht am besten verwirklichen ließ. Ich hatte in Kriegsgefangenschaft einiges von Marx, Engels, richtiger gesagt, ihren Schülern in die Hände bekommen und gelesen. Es handelte sich um ein paar Exemplare einer von der KOMINTERN herausgegebenen Zeitschrift aus den frühen 20er Jahren. Ein Wachposten hatte sie mir – ich weiß nicht aus welchem Grunde – gegeben. Der Einband der Broschüren zeigte einen kräftigen Arbeiter, der mit einem schweren Hammer Ketten zerschlug, die den Erdball fesselten. Gewiß, eine zufällige und unzureichende Lektüre, dennoch: Mir, dem im Dritten Reich Aufgewachsenen, erschien vieles wie eine Offenbarung und weckte mein Interesse für die Kommunisten. Ihre Lehre schien mir die Ursachen von Krieg und Unterdrückung am überzeugendsten zu erklären. Ihre Vorstellungen von einer sozial gerechteren und friedlichen Ordnung faszinierten mich. Ihre Kritik an den bestehenden Verhältnissen war so entschieden und eindeutig, wie man sie in jungen Jahren gerne hört. Als ich dann in Lübeck auf Menschen stieß, die dafür mit ihrem Leben eingestanden waren – Hein Meyn, Erich Klann, Maria Krollmann, Hans Bringmann, Albert Ollrogge und andere , entschied ich mich im August 1946, der KPD beizutreten.

Zunächst bekam ich Heins Strenge zu spüren. Er ließ beispielsweise nicht gelten, daß ich eine Besprechung schwänzte, weil ich mich mit einem Mädchen amüsierte. Ich hingegen fand meine Wahl so selbstverständlich, daß ich nicht einmal eine Ausrede suchte, als er mich zur Rede stellte. Vor einer anderen Versuchung bewahrte er mich, bevor ich ihr erlag: Ich sollte ihn zu der monatlichen Besprechung der Parteivorsitzenden beim Lübecker Townmajor Sullivan begleiten und freute mich auf das Essen, von dem ich gehört hatte, das die Engländer es jedesmal servieren. Hein belehrte mich, wir Kommunisten fänden uns erst nach dem Essen ein, da es aus Lebensmitteln zubereitet sei, die man den Deutschen vorenthalten habe. Zu meiner Entschuldigung möchte ich daran erinnern, daß die Bevölkerung damals auf eine Diät von nur täglich wenig mehr als tausend Kalorien gesetzt war.

So lernte ich 20jährig, daß selbst nach längerer Gefangenschaft Mädchen zurückstehen müssen und auch in Zeiten des Hungers eine Mahlzeit ausgeschlagen werden muß, wenn es das Ansehen der Partei erfordert. Hein Meyn sorgte dafür, daß ich zu Kräften kam, mein Wasser in den Unterschenkeln los wurde. Ich erhielt einen Teil der Babynahrung, die seinem Töchterchen Heike zugeteilt war. Die Frauen der Parteigruppe in einer Schlutuper Fischfabrik wies er an, für mich Dorschleber zur Seite zu schaffen. Sie wurde damals ausschließlich für die Besatzungsmacht verarbeitet.

Obwohl ich hohe Achtung vor dem zwanzig Jahre älteren, erfahrenen Genossen hatte, war ich ihm gegenüber nicht kritiklos. Als ich 1948 an der Delegiertenkonferenz in Rendsburg teilnahm, auf der im Zuge der Auflösung des Bezirkes Wasserkante die Landesorganisation Schleswig-Holstein der KPD gegründet und ihre Leitungen gewählt wurden, stimmte ich als einziger offen gegen den Vorschlag, Hein in die Landeskontrollkommission aufzunehmen: Er schien mir über Genossen, die ihre Aufgaben nicht verstanden oder nicht zufriedenstellend lösten, zu hart zu urteilen.

Was die Politik betraf, stellte sich schon bald Ernüchterung ein. Heins Erwartungen erfüllen sich nicht. Es geschieht das im nachhinein Naheliegende: Die Staatenkoalition gegen Hitler zerfällt, der gemeinsame Feind ist tot, sein Reich zerschlagen, der Antagonismus der unvereinbaren Systeme tritt wieder offen zutage und bestimmt fortan die Beziehungen der vorübergehend Verbündeten. Sie hatten einen großen Teil der Welt unter sich aufgeteilt – 1943 bei einem Treffen ihrer Führer in Jalta. Nun streiten sie um den Rest, versuchen Fronten zu ihren Gunsten zu begradigen. Berlin wird zum gefährlichsten Punkt der Konfrontation. Die Systemgrenze läuft mitten durch das besetzte Deutschland, die unterschiedlichen Wege seiner beiden Teile sind damit vorgezeichnet. Für eine eigenständige deutsche Politik, wie sie Kurt Schumacher anstrebt, für sein proklamiertes Ziel, einen demokratischen Sozialismus, ist kein Raum.

Ein kalter Krieg bricht aus. Von Bomben und Granaten abgesehen, wird er von beiden Seiten mit allen Mitteln geführt – psychologisch, ökonomisch, diplomatisch. Zu seinen Waffen gehören auch Sabotage, Provokationen, die Verfolgung Andersdenkender, Stellvertreterkriege in umstrittenen Regionen der Welt. Kalt ist diese Auseinandersetzung nur

in dem Sinne, daß in Europa nicht geschossen wird und die USA und UdSSR keinen militärischen Schlagabtausch riskieren. Die als vorübergehende Zonengrenze gedachte Linie wird zum *Eisernen Vorhang* zwischen den Systemen, die ehemalige deutsche Reichsmetropole zur *Frontstadt*. Die Konfrontation bewegt sich hart am Rande eines dritten Weltkrieges – was in den Monaten der sowjetischen Berlin-Blockade deutlich wird.

In beiden Teilen Deutschlands werden die Anhänger des jeweils anderen Systems zu Staatsfeinden erklärt und entsprechend behandelt. Die Methoden unterscheiden sich insoweit, wie sich die politischen Kulturen der Siegermächte unterscheiden, Grad und Stärke ihrer demokratischen Traditionen.

In den Westzonen fällt es dem Volk sehr viel leichter als in der Sowjetischen Besatzungszone, die ihm von den Siegern verschriebene Nachkriegsordnung anzunehmen. Eine Umwälzung wird ihnen nicht zugemutet. Anfängliche Befürchtungen der wirtschaftlich immer noch Mächtigen verfliegen schnell: Konzernkapital und Großgrundbesitz bleiben unangetastet. Die parlamentarische Republik läßt oben was oben ist; unten bleibt unten. Die Demokratie fordert nicht mehr als die regelmäßige Abgabe eines Stimmzettels. Die Richter, Beamten und Berufssoldaten, die das Dritte Reich getragen hatten, werden – rehabilitiert und wieder in Dienst genommen bzw. mit Pensionen bedacht. Gewerkschaftliche Forderungen nach Mitbestimmung werden soweit befriedigt, wie sie an den Machtverhältnissen nichts Grundlegendes ändern. Die sozialdemokratische Forderung nach Gemeineigentum an den Schlüsselindustrien und einer dem Gemeinwohl verpflichteten Wirtschaftsplanung verliert an Resonanz. Mit dem 1948 ausgegebenen neuen Geld – bunten Scheinen aus den USA – setzt ein Wiederaufbau ein, der – wenn auch unterschiedlich große – Früchte für alle bringt. Mittel aus dem amerikanischen Marshallplan helfen nach. Die freie Marktwirtschaft gibt sich sozial und verspricht „*Wohlstand für alle*". Das *Wirtschaftswunder* schlägt die große Mehrheit in seinen Bann. Mit der Losung „*Keine Experimente*" kann Adenauer die Wahlen gewinnen und seine Kanzlerschaft für viele Jahre sichern. Es ist ihm – wenn auch gegen anfänglichen Widerstand – möglich, die Bundesrepublik in das westliche Militärbündnis einzubinden und deutsche Streitkräfte aufzustellen. Seiner Ansicht nach müsse man stark werden, bevor man mit den Russen verhandelt, sie verstünden allein die Sprache der Waffen.

Dem Gewerkschaftsbund bleibt nur, in seinem späteren Grundsatzprogramm klagend von einer *Wiederherstellung der alten Besitz- und Machtverhältnisse* zu sprechen – eine Klage, die die große Mehrheit der Bundesbürger nicht erschüttert.

Unter diesen Umständen findet der „nationale Widerstand" der KPD in der Bevölkerung nicht die erhoffte Unterstützung. Die Proteste gegen die mit der separaten Währung eingeleiteten und mit der Gründung der Bundesrepublik vollendeten Spaltung Deutschlands, die Warnungen vor einer „kolonialen Versklavung der Bundesrepublik" und einem neuerlichen Krieg verhallen. Der wirtschaftliche Aufschwung macht sie unglaubwürdig. Der Mehrheit geht es weniger um die Einheit des Vaterlandes als vielmehr um Wohlstand. Das blieb so, wie sich auch nach

1990 zeigte.

Zu Beginn der Bundesrepublik wandte sich auch die SPD gegen Adenauers Pläne, Westdeutschland aufzurüsten und in die NATO zu führen. Ihr Vorsitzender Kurt Schumacher fürchtete, das werde die Spaltung Deutschlands zementieren; Bewaffnung und Einbindung ins westliche Bündnis müßten bis zur Herstellung von Einheit und Souveränität zurückstehen. Auch Persönlichkeiten aus dem Bürgertum wandten sich gegen Adenauers Remilitarisierung; sein Innenminister Gustav Heinemann trat aus Protest zurück. Die Kommunisten unterschieden sich von diesen Kritikern dadurch, daß sie Ostdeutschland auf dem richtigen Wege sahen; dort, so schien uns, wurden die Lehren aus Faschismus und Krieg gezogen, die Übel an der Wurzel gepackt, die Grundlagen für eine sozial gerechte Ordnung und einen friedlichen Staat gelegt. Industriekonzerne und Banken, Profiteure der Rüstung und des Krieges, waren enteignet, der Großgrundbesitz war an landarme Bauern, Landarbeiter und Neubürger aus den verlorenen Ostgebieten aufgeteilt worden, die Großbetriebe zu Volkseigentum erklärt. Arbeiter- und Bauernfakultäten brachen das Bildungsprivileg. Eine volksnahe Demokratie schien im Werden.

Es waren, daran sei noch einmal erinnert, in diesen ersten Nachkriegsjahren nicht die Deutschen, die die politischen Weichen stellten. Die entgegengesetzten Entwicklungen im geteilten Deutschland entsprachen den Interessen und Zielen der jeweiligen Besatzungsmacht, wurden von ihr gefördert und abgeschirmt.

Vom eigenen Sicherheitsbedürfnis geleitet, war die schwer angeschlagene Sowjetunion an einem entmilitarisierten, neutralen Gesamtdeutschland und an Reparationen zum Wiederaufbau ihres zerstörten Landes interessiert. Darum auch war ihr an gesellschaftlichen Veränderungen in ihrer Zone nur insoweit gelegen, als sie ihr als Grundlage eines solchen Deutschlands notwendig erschienen. Bei Entmachtung der alten Eliten konnte sie sich auf das Abkommen von Potsdam, die Übereinkunft der Sieger von 1945, berufen. Das strategische Ziel der UdSSR schlug sich im Aufruf der KPD vom Juni 1946 nieder. Vom Sozialismus war dort keine Rede, als Aufgabe stand die Errichtung einer „*antifaschistisch-demokratischen Ordnung*". In richtiger Einschätzung der Stimmungen wurde das „Sowjetsystem" als ungeeignet für Deutschland bezeichnet.

Die Westmächte hingegen fürchteten, der Einfluß der UdSSR werde sich auf diese Weise weiter nach Westen ausdehnen und setzten darauf, Westdeutschland zu einem „*Bollwerk gegen den Kommunismus*" auszubauen. Um dem Wunsch nach Wiedervereinigung des gespaltenen Landes dennoch entgegenzukommen, stellte Konrad Adenauer die Befreiung der „*Zone*" im Zuge der Neuordnung Osteuropas in Aussicht, „*bis zum Ural*", wie sein Staatssekretär Hallstein hinzufügte – ein Versprechen, das in den fünfziger Jahren nach Krieg roch und sich 1990 friedlich erfüllen sollte!

Die Sowjetunion bangte um den Zusammenhalt des *sozialistischen Lagers*, fürchtete seine Unterminierung. Als sich der legendäre Partisanenführer und Staatschef Jugoslawiens Broz Tito lossagte, griff Stalin auf seine bewährten Mittel zurück und ließ die kommunistischen Partei-

en auf erprobte Art disziplinieren. Dabei zeigte sich, daß der Arm des sowjetischen MWD (Ministerium für innere Angelegenheiten) bis in die KPD hineinreichte. Führende Mitglieder wurden nach Berlin beordert, verhaftet und jahrelang in der DDR oder der Sowjetunion inhaftiert: der Stellvertreter Max Reimanns, Kurt Müller, sein Nachfolger Fritz Sperling, der Hamburger Bezirkssekretär Willi Prinz und andere.

Ich hatte die „Geschaßten" zuvor persönlich als disziplinierte Betreiber der *Parteisäuberung* erlebt. Sie waren Ende der 20er Jahre in die KPD hineingewachsen, gehörten wie Hein Meyn zu den *Thälmannschen Kadern* und waren durch die damaligen innerparteilichen Auseinandersetzungen und ihre Methoden geprägt worden. Sie gaben an mich weiter, was die kommunistische Partei sie gelehrt hatte: Ist die politische Linie einmal gegeben, entscheidet die Organisation alles. Ihre Stärke war das Organisieren. In den politischen Diskussionen ging es nicht um die Erarbeitung dieser Linie, sondern um ihre überzeugende Vermittlung und strikte Durchsetzung, um die Verwirklichung der vorgegebenen Aufgaben. Ich erinnere mich an einen Witz: Ein vor seinem Fragebogen sitzender Genosse liest: „Standst du immer auf der Linie der Partei?" und trägt ein: „Ja, ich habe alle Schwankungen mitgemacht."

Ich bin mir heute bewußt: Meine steile Karriere hing mit diesen *Säuberungen* zusammen. Ich und meinesgleichen waren zu jung, um je geschwankt oder irgendwelchen *Fraktionen* angehört zu haben, wir waren unerfahren und unbelastet von den Schatten, die auf der Parteigeschichte lagen, waren in einem Alter, in dem man sich begeistern läßt und für radikale Losungen und Forderungen empfänglich ist. Darüber hinaus brachten wir – die wir in der NS-Zeit in militärische Zucht hineingewachsen waren – Bereitschaft zur Disziplin mit. Demokratischen Umgang hatten wir nie geübt. So wie wir erzogen waren, hatten wir auch weniger Probleme mit der „nationalen Politik" der Partei.

Bald nach 1945 werden in Westdeutschland alle *staatstragenden Kräfte* auf den Kampf gegen den Kommunismus eingeschworen. Wir sollen als „*Fünfte Kolonne der Sowjets*" gesellschaftlich ausgegrenzt werden. Unsere Ächtung und Verfolgung, die mehrheitlich empfundene, tiefverwurzelte und immer wieder neu genährte Angst vor dem Kommunismus drängen uns in die Defensive und lassen die Zahl unserer Mitglieder und Wähler schwinden. Schon im – 1953 gewählten Zweiten Deutschen Bundestag sind wir nicht mehr vertreten. Wir haben später eingestandene politische Fehler dafür verantwortlich gemacht. Doch, ich bin sicher, auch ohne sie wäre es uns nicht anders ergangen.

In der Sowjetischen Besatzungszone verschärft der Kalte Krieg den „Klassenkampf". Die SED widerruft ihre These von „*einem besonderen deutschen Weg zum Sozialismus*" und erklärt das Sowjetmodell für das allein taugliche. Sie beansprucht, „*führende Partei*" im Staat zu sein und läßt die Selbständigkeit aller anderen Parteien in der „*Nationalen Front*" aufgehen. Kritische Köpfe und kluge Marxisten, dem Aufbau einer „antifaschistisch-demokratischen Ordnung" zugetan – wie der Politologe Wolfgang Abendroth, der Philosoph Ernst Bloch, der Literaturwissenschaftler Hans Mayer – verlassen enttäuscht die DDR. Nach und nach werden Apologeten in den Geisteswissenschaften bestimmen, was wahr und was als *bürgerliches Denken* zu verwerfen ist. Der Elan der Aufbau-

jahre verflüchtet sich, die mit dem 1952 verkündeten „*Aufbau des Sozialismus*" verknüpften Maßnahmen stoßen auf wachsenden Unmut, der sich am 17. Juni 1953 in einem Massenprotest Luft schafft. Die Besatzungsmacht greift militärisch ein.

Die Zahl der Bürger, die über die immer noch offene Grenze in Berlin fliehen, wächst: Angehörige der „Ausbeuterklassen", Menschen, die sich der Umerziehung zu einem „neuen Menschen" entziehen wollen, und solche, die sich ein leichteres, besseres Leben versprechen. Sie alle werden zu Zeugen gegen die Sowjetzone. Unter diesen Umständen ist es in den Westzonen nicht schwer, den tiefverwurzelten Antikommunismus zur Hysterie zu steigern. Das erklärt auch, warum die Verfolgung der Kommunisten auf keinen nennenswerten Protest stößt. Die Repressionen verschärfen sich 1951 mit dem Ersten Strafänderungsgesetz. Weitere Staatsschutzgesetze folgen. Ein Gesinnungsstrafrecht wird geschaffen, das sich vor allem gegen Kommunisten richtet – noch bevor unsere Partei verboten wird. Nicht die Taten von Kommunisten sind Gegenstand von Anklagen, sondern die ihnen unterstellten Absichten. Kommunisten werden aus dem öffentlichen Dienst entfernt. Etlichen verweigert man, obwohl sie zu den NS-Verfolgten und Opfern gehören, die Wiedergutmachung.

Mit einer solchen Entwicklung hatte Hein Meyn, als ihn die Leitung des Bezirkes Wasserkante Anfang 1946 nach Lübeck schickte, sowenig wie die meisten Kommunisten gerechnet.

Hein war auf seinem Posten an der Trave geblieben, bis ihn die Partei im Herbst 1949 an die Kieler Förde schickte. Wieder ging es darum, die Lage in der Partei zu klären. Das bedeutete, die von der Parteiführung beschlossene politische Linie durchzusetzen, Abweichler zu überzeugen, sie zum Eingeständnis ihrer Irrtümer zu bewegen oder zu isolieren, und so Geschlossenheit und Disziplin wiederherzustellen. Wie gesagt, das hatte Hein Meyn gelernt wie andere Kader seiner Generation auch – ich denke dabei auch an die noch von mir erlebten Willi Hannemann und Albin Stobwasser.[26]

Ich achtete diese Genossen, die soviel Mut im Kampf gegen Hitler gezeigt hatten, doch ihre Art, „Unklarheiten" zu beseitigen und die jeweilige Parteilinie durchzusetzen, behagte mir nicht, sie lag mir nicht, widersprach meiner Vorstellung vom Umgang miteinander. Wurden kritische Fragen zur Politik der Partei gestellt, sahen sie die *Linie* gefährdet, beriefen sich auf Beschlüsse und forderten die Unterordnung der Minderheit unter die Mehrheit. Schnell machten sie in den Ansichten des Kritikers *bürgerliches Denken*, ein Verlassen des *Klassenstandpunktes* aus, ordneten den Zweifler einer Kategorie von Abweichlern zu – Opportunisten, Sektierer, Versöhnler. Hartnäckigkeit des Zweiflers warf die Frage nach seinen Absichten auf: Waren Parteifeinde am Werk? Sich abwägend auf die Kritik einzulassen, galt als *versöhnlerisch*. Vor allem diese Unversöhnlichkeit war es, die mich bei den Auseinandersetzungen befremdete.

Wenn ich mein Unbehagen für mich behielt, dann weil ich es für eine bürgerliche Schlacke hielt, die mir auf Grund meiner sozialen Herkunft anhing. Ich war wohl noch zu unerfahren, noch nicht gestählt genug? Sollte ich erprobte Männer kritisieren, die erfahren haben und wis-

26 Willi Hannemann, Flensburg, 1949 Landesorganisationssekretär, starb Anfang der 50er Jahre an Folgen der KZ-Haft, Albin Stobwasser, Hamburg, Landesvorsitzender in S-H 1949/50, zuletzt VVN-Vorsitzender in Hamburg, beide gehörten wie H.M. zu den „jungen Männern Thälmanns".

Links: Hein Meyn 1954 bei „Haus- und Hofagitation" im Lübecker Gängeviertel.

sen mußten, was notwendig ist, um unsere Reihen fest geschlossen zu halten und sich gegen ihre zahlreichen, in der Wahl der Mittel nicht zimperlichen Gegner zu behaupten?

Die Vorgänge in Kiel hatten die Parteispitze in Frankfurt am Main alarmiert. Nach Einschätzung der Verhältnisse muß sie zu dem Schluß gekommen sein, die Leitung der Landesorganisation einem Genossen anzuvertrauen, der in die Auseinandersetzungen nicht verwickelt war. Die Wahl fiel auf mich. Max Reimann bestellte mich zu sich nach Frankfurt am Main und schickte mich mit der Versicherung auf den Weg, daß wir Jungen es schaffen werden, die Partei zu festigen und vorwärts zu führen. So wurde ich, 24jährig, Vorsitzender der KPD in

Schleswig-Holstein. Mit mir, erfuhr ich später, hatte die Parteiführung demonstrieren wollen, daß man auch Genossen der Hitlerjugend-Generation an leitende Stellen setzen könne. Ich erschien ihr geeignet, die Vorbehalte der älteren, am Widerstand gegen Hitler Beteiligten zu überwinden. Hein Meyn wurde mir als Stellverteter und Organisationssekretär an die Seite gestellt. Nach meiner Versetzung nach Hessen, im Frühjahr 1952, übernahm Hein die Leitung der Landesorganisation.

Doch schon im Spätsommer 1952 überraschte die Parteiführung die Delegierten der KPD-Landeskonferenz mit der Mitteilung, Hein Meyn habe versagt, ohne ihre Vorwürfe zu präzisieren, und enthob ihn kurzerhand seiner Funktion. Der Kritisierte befand sich im Krankenhaus und hatte keine Gelegenheit, sich vor den Delegierten der Landesorganisation zu rechtfertigen. In der Erinnerung seiner Frau Christiane blieb es eine ihrer schmerzlichsten Parteierfahrungen. In diese Zeit fiel auch ein Erlebnis, auf das Hein Meyn in unseren Gesprächen der letzten Jahre häufig zurückkam. Er sei damals in Berlin aus dem Hause des SED-ZKs zu einem Verhör außerhalb der Stadt gebracht worden, gegen das er sich entschieden gewehrt habe. Er habe sich darauf berufen, Mitglied des Parteivorstandes und nur verpflichtet zu sein, vor diesem Gremium über seine Arbeit Rechenschaft abzugeben. Auf der Rückfahrt von Berlin, berichtet er in seinen „*Mitteilungen an Tim*", habe ihm einer der Vernehmer gesagt, nur seine Vergangenheit bewahre ihn vor Schlimmerem. Auf seine Frage, was unter Schlimmerem zu verstehen sei, habe er die lakonische Antwort erhalten: „*Moskau*".[27]

Nach seiner Genesung setzte die Kaderabteilung Hein Meyn, den Mann der Wasserkante, in Bremen als Instrukteur ein. 1954 – ich war nach Kiel zurückgekehrt und erneut mit der Leitung der schleswigholsteinschen Landesorganisation betraut worden – stimmte die Parteiführung meinem Antrag zu, Hein wieder als Mitglied und Sekretär der schleswig-holsteinischen Landesleitung zuzulassen. Ich wollte den erfahrenen, standhaften Genossen wieder an meiner Seite haben. Erneut arbeiteten wir eng zusammen.

Im Frühjahr 1956 erschütterten die Enthüllungen Nikita Chruschtschows die kommunistische Bewegung. Er berichtete den Delegierten des XX. Parteitages der KPdSU von den Verbrechen Stalins – in geschlossener Sitzung. Das furchtbare Geschehen sollte nur einem begrenzten Kreis von Genossen bekannt werden. Ich wurde nach Berlin gerufen, wo man mir und den anderen 1. Sekretären der Landesleitungen im Haus SED-ZKs Chruschtschows Bericht vorlas. Niemand äußerte sich dazu, alle blieben wie erschlagen stumm. Schwerer noch, als daß sich nun viele der gegnerischen Anschuldigungen bestätigten, war, daß das für uns Unvorstellbare überhaupt hatte stattfinden können.

Die Enthüllungen Chruschtschows waren einer jener Momente in der Geschichte der kommunistischen Bewegung, in der sich Genossen abwandten, mit der Partei brachen. Andere solche Ereignisse waren die „Moskauer Prozesse" der 30er Jahre oder die für viele Kommunisten tödlichen „Säuberungen" nach Titos Abfall 1948/49. Ich schrieb einem engen Freund schon aus Jugendtagen – ich hatte ihn für die Partei geworben, er war als junger Arzt in die DDR übergesiedelt, der SED aber nicht beigetreten [Dr. Ulrich Möbius, Freiberg/Sachsen] – im Januar

27 Mitteilungen an Timm, Gespräch mit Hein Meyn, 1988, S.106.

1957, – *„daß ich alles in Frage gestellt hatte, um zu prüfen, ob ich mit dem übereinstimme, was die Partei sagt und tut"*. Doch mein Glauben, trotz allem auf dem richtigen Weg und mit der Geschichte in Übereinstimmung zu sein, war noch nicht erschöpft. Waren die Enthüllungen nicht auch ein Beweis dafür, daß die KPdSU die Kraft hatte, diese Verbrechen einzuräumen und nach ihren Ursachen zu fragen, um sie nie wieder geschehen zu lassen?

Die Geheimhaltung der Enthüllungen mißlingt, der Bericht gelangt in den Westen und an die Öffentlichkeit. Die KPD bekommt keine Chance, sich mit dem, was nun über die barbarische Willkür Stalins bekannt ist, auseinanderzusetzen. Beim Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe wird seit November 1954 über den Antrag der Regierung verhandelt, die Partei zu verbieten. Ihre Arbeit wird seither durch Maßnahmen der Ermittlungen erschwert. Nun schien es ernst zu werden. Die Umstände des Prozesses lassen nichts Gutes erwarten: der Vertreter der Anklage, Ritter von Lex, hatte 1933 für die Bayrische Volkspartei im Reichstag die Zustimmung zum Ermächtigungsgesetz Hitlers begründet, der Senatspräsident des Verfassungsgerichtes war ein Mann, dem seine NSDAP-Gauleitung politische Zuverlässigkeit bescheinigt und seine Beförderung zum Oberstaatsanwalt empfohlen hatte: Dr. Wintrich.

Gegen einige Prozeßvertreter der KPD laufen Haftbefehle, andere werden aus dem Gefängnis in den Gerichtssaal geführt. Die Ankläger schließen aus unserem Bekenntnis zum Marxismus-Leninismus, daß wir Ziele verfolgen, die mit dem Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland nicht vereinbar sind. Sie lehnen es ab, uns an unserem tatsächlichen und konkreten Wirken zu messen, das zu keiner Zeit dem – ohnehin bereits widerrufenen – kraftmeierischen Aufruf zum *„revolutionären Sturz Adenauers"* entsprach.

Im August 1956 ist es soweit, das Gericht will am 17. sein Urteil verkünden. Wir haben keine Illusionen. Am Vorabend des Verbots versammele ich das Sekretariat der Landesleitung ein letztes Mal, aus Sicherheitsgründen in einer Privatwohnung in Kiel-Elmschenhagen. Wie sich jeder verhalten soll, wo ab morgen sein Posten ist, ist bereits mit jedem einzeln abgesprochen. Es gibt nichts mehr zu beraten und zu entscheiden. Wir bitten Hein zu erzählen, wie er das Verbot 1933 erlebt hatte.

Dann trennen wir uns erneut, ich lasse mich auf Umwegen nach Hannover bringen, besteige einen Zug nach München, um tags darauf meine neue Aufgabe zu übernehmen. Damals, im August 1956, mußten wir uns eingestehen: Die Arbeiter Westdeutschlands hatten uns, die *„Partei der Arbeiterklasse"*, links liegen lassen; in ihrer Organisation, den Gewerkschaften, gaben Sozialdemokraten den Ton an, unser ans ganze Volk gerichteter nationaler Appell *„Deutsche an einen Tisch!"* – der Gedanke, solange wir miteinander sprechen, werden wir nicht aufeinander schießen! – hatte nicht gezündet, – die DDR hatte sich nicht so entwickelt, daß sie, wie von uns erwartet, ausgestrahlt hätte. Abgesehen von unserer auf wenig mehr als eine halbe Million Wähler geschrumpften Anhängerschaft, sah niemand im Sozialismus à la DDR eine erstrebenswerte Gesellschaft. Die große Mehrheit unserer Mitbürger empfahl

uns: „*Geht doch nach drüben!*" Wir bekamen es an jedem Informationsstand, vor jedem Fabriktor zu hören.

Unsere Mitgliedschaft war auf weniger als 80.000 Genossen geschrumpft. Die meisten der nach ihrer Gründung 1946 Eingetretenen hatten sie verlassen, als sich abzeichnete, daß die Kommunisten in der neuen Republik nichts zu sagen haben werden und man sich mit einer Mitgliedschaft nur Nachteile einhandelt. Andere waren später dem zunehmenden Druck gewichen, der Gefahr, den Arbeitsplatz zu verlieren. Die Verluste konnten durch die wenigen Neuaufnahmen nicht wett gemacht werden.

Beim Übergang der Partei in die Illegalität gehörte Hein Meyn zu den Kadern, die sich beim Arbeitsamt melden und, soweit darüber noch nicht entschieden war, weitere Aufträge abwarten sollten. Das folgende zwölfjährige illegale Wirken – an dem sich nach meiner Erfahrung etwa ein Zehntel der verbliebenen Mitglieder mehr oder weniger aktiv beteiligte – blieb politisch weitgehend folgenlos.

Wie die meisten der bisher von der Partei „freigestellten", das heißt entlohnten Kader hatte es Hein schwer, eine Arbeitsstelle zu finden. Er hatte die fünfzig überschritten und seit dreißig Jahren nicht in seinem einmal erlernten Beruf als Schiffbauer gearbeitet. Wem nicht bekannt war, daß er seit 1945 als Funktionär der erneut verfemten und jetzt verbotenen Partei tätig gewesen war, entnahm es seinen Papieren. Niemand stellte ihn ein. Drei Jahre lebten er und seine Familie vom „Stempelgeld" der Arbeitslosen. Dann endlich, Anfang 1959, nahm das Kaufhaus der Konsumgenossenschaften seine Bewerbung an und stellte ihn als Expedient ein. Hein vermutete, Lübecks Bürgermeister Otto Passarge habe dabei „nachgeholfen". Sie kannten sich seit langem: Hein hatte dem Sozialdemokraten nach seiner Einlieferung ins KZ-Sachsenhausen geholfen, sich „einzuleben". 1957 hatten sie beide im Bonner Schwurgerichtsprozeß gegen die KZ-Schergen Schubert und Sorge ausgesagt, das gemeinsame Leiden war noch einmal gegenwärtig geworden.

Von nun an ging er jeden Morgen von zu Hause den Kanal entlang in sein Kellerbüro am Klingenberg und organisierte die Anlieferung der Waren. „*Ich hatte noch Vorstellungen vom KONSUM, wie sie in der alten Arbeiterbewegung vorherrschten, und geriet mit den jungen cleveren kleinen und großen Managern oft aneinander. Die Kollegen hielten zu mir – mehr noch, sie erwarteten bald, daß ich mich für ihre Interessen stark mache*", berichtet Hein Meyn seinem Enkel.[28]

Weit mehr als einhunderttausend Ermittlungsverfahren wurden während jener Jahre gegen Kommunisten, tatsächliche und vermeintliche Sympathisanten eingeleitet, Hunderte von Prozessen fanden statt, Urteile von einigen Monaten bis zu fünf Jahren wurden ausgesprochen. Doch auch in den Fällen, wo es zu keiner Anklage und Verurteilung kam, war oft der Verlust des Arbeitsplatzes die Folge der Verdächtigungen. Nach dem KPDUrteil wurde eine Anzahl der Regierung nicht genehmer Organisationen als „Ersatzorganisationen" verboten. Es genügte, daß Kommunisten in einer Vereinigung mitarbeiteten, um sie diesem Verdacht auszusetzen und unter Beobachtung zu stellen. Ein Heer von Spitzeln wurde auf alle „kommunistischen Bestrebungen" angesetzt. Ihre Agentenführer sagten in Prozessen aus, was ihnen ihre Observanten

28 Ebenda S.121.

hinterbracht hatten, ohne daß die belastenden Aussagen oder die Seriösität der Informanten geprüft werden konnten.

Von unserer Behandlung wurde in den Medien – damals sehr viel weniger kritisch als heute – nicht viel Aufhebens gemacht, sie war kein Thema. Ein großer Teil der Bevölkerung wird sie gebilligt haben, auf jeden Fall wurde sie hingenommen. Mit Einwänden konnte man sich nur verdächtig machen; wer wollte das schon? Die Berührungsängste waren groß. Vom Kommunismus wollten die meisten ohnehin nichts wissen, demokratischer Umgang mit Andersdenkenden war ihnen fremd. Warum auch sollte es den Kommunisten im Westen besser gehen, als den Gegnern des Sozialismus in der „Zone", wie die DDR genannt wurde. Hinzu kam: Durch unsere Verteufelung fühlten sich viele Anhänger und Mitläufer Hitlers entlastet. Alles könne im Dritten Reich wohl nicht falsch gewesen sein: Hatte nicht auch der „Führer" in den Kommunisten und der Sowjetunion die Hauptfeinde gesehen?

Zu den wenigen, die demokratische Bedenken und auch den nötigen Mut hatten, gehörte der spätere Bundespräsident Gustav Heinemann. Sein Anwalt-Sozius, der spätere Justizminister Nordrhein-Westfalens, Posser, verteidigte zahlreiche Kommunisten vor Gericht.

Für Hein war es das zweite Parteiverbot, das er erlebte. Während dieser Jahre beteiligte er sich – von seiner Frau Christiane unterstützt – an allen Initiativen und Bewegungen, die auf die Beendigung des Kalten Krieges und seiner Folgen gerichtet waren, die den Gedanken der „friedlichen Koexistenz der Systeme" unterstützten, und trat in diesem Sinne offen auf. Er kandidierte bei Landtags und Kommunalwahlen als „Unabhängiger", verfaßte Flugblätter und Leserbriefe, unterstützte die „Bewegung gegen den Atomtod" und nahm an den „Ostermärschen" der Friedensbewegung, an den Protesten gegen den Krieg der Amerikaner in Vietnam und am Widerstand gegen „Notstandsgesetze" teil, die es erlauben sollten, von der Verfassung garantierte Grundrechte der Bürger „im Ernstfall" außer Kraft zu setzen. Er half, einen Zusammenschluß ehemaliger Sachsenhausen-Häftlinge zu gründen, um die Erinnerung an die Verbrechen des NS-Regimes wachzuhalten, mit Otto Passarge und Paul Drews organisierte er eine Ausstellung über das KZ Sachsenhausen im Lübecker Dommuseum. Auf Belegschafts und Gewerkschaftsversammlungen machte er sich für seine Kollegen stark. In einem späteren Dankschreiben des Kaufhaus-Betriebsrates hoben die Kollegen hervor, Hein sei wegen seiner „*charakterlichen Stärke*" von der Belegschaft geschätzt worden.

Das füllte das Leben der Meyns aus.

Der schlanke Mann mit den weißen, vollen Haaren, den markanten Zügen und dem aufrechten Gang war in Lübeck das, was man eine bekannte Persönlichkeit nennt. Sein Ansehen ging über die Partei hinaus. Von der Obrigkeit beargwöhnt, wurde seine Wohnung wiederholt nach Beweismitteln gegen ihn durchsucht. Vorwände für Haussuchungen boten auch die Ermittlungen gegen seine Frau Christiane wegen Mitarbeit im „Demokratischen Frauenbund" und in der Arbeitsgemeinschaft „Frohe Ferien für alle Kinder", die dem Nachwuchs minderbemittelter Familien Erholungsplätze in der DDR anbot.

Es gelang Hein Meyn, die Lösung seiner geheimen Aufgaben mit

seinem öffentlichen Auftreten zu verbinden. Die Parteiführung hatte ihn nach dem Verbot der illegalen Bezirksleitung zugeteilt und für den „Parteischutz" verantwortlich gemacht. Seine Aufgabe war es, die Versuche des „Verfassungsschutzes" abzuwehren, mit Spitzeln in die Partei einzudringen. Er analysierte ihre Methoden – Drohungen, Erpressungen, Bestechung – und klärte seine Genossen über sie auf.

Zwölf Jahre lang blieb die Kommunistische Partei in der Bundesrepublik verboten. Daß es nicht mehr Jahre wurden, hing mit den weltpolitischen Veränderungen und ihren Folgen für die *deutsche Frage* zusammen. Die *deutsche Frage* – das war die Frage, wie man mit der Spaltung Deutschlands und der Tatsache umgeht, daß sich auf deutschem Boden zwei unterschiedliche, unvereinbare Systeme entwickelt hatten. Der Kalte Krieg brach nicht plötzlich ab, die „Entspannung" nicht über Nacht aus. Der Übergang war ein längerer, widersprüchlicher Prozeß.

Bereits 1956, dem Verbotsjahr, konnte die mit dem amerikanischen Außenminister J. F. Dulles und Bundeskanzler K. Adenauer verbundene *Politik der Stärke* – obwohl noch beschworen – bereits als gescheitert betrachtet werden. Mit dem Verlust der militärischen Überlegenheit der USA war ihr der Boden entzogen. Die UdSSR hatte das amerikanische Atombombenmonopol bereits 1949 gebrochen und besaß seit 1954 Wasserstoffbomben. 1957 erprobt sie mit Erfolg Interkontinentalraketen und beeindruckt die Welt mit dem Start des „Sputniks", des ersten Erdsatelliten. Die USA hören auf, unverwundbar zu sein; sie können sich nicht länger darauf verlassen, daß in einem dritten, atomar geführten Weltkrieg allein Europa Schlachtfeld bleiben wird. In den USA setzt ein Umdenken ein.

In dem als „Plötz" bekannten Geschichtskompendium von 1982 heißt es dazu: „*Mit der veränderten internationalen Lage verschiebt sich auch der Akzent der deutschen Frage: Koexistenz auf der Grundlage des Status quo bzw. Normalisierung in Europa und im innerdeutschen Verhältnis, doch keine nationalstaatliche Wiedervereinigung*".[29] Die „Befreiung der Zone" ist irreal geworden, das Wort Adenauers, die Russen verstünden nur die Sprache der Waffen, gilt nicht mehr.

Die USA und ihre Weltkriegsalliierten nahmen 1961 die Schließung der offenen Grenze in Berlin, den Bau der Mauer, hin, weil auch sie an einer Entschärfung der durch die wachsende Massenflucht aus der DDR enstandenen explosiven Situation interessiert waren. Im November wird John F. Kennedy, ein 44jähriger Senator aus Massachusetts, zum amerikanischen Präsidenten gewählt. 1962 gerät die Welt in der Kubakrise noch einmal hart an den Abgrund eines Atomkrieges. Der Harvard-Absolvent im Weißen Haus und sein Gegenspieler Nikita Chruschtschow, Bergarbeitersohn aus Kalinowka, erkennen die Risiken des Konfrontationskurses und beginnen, aufeinander zuzugehen. Wenig später vereinbaren die beiden Nukleargiganten eine friedliche Nutzung des Weltraums und einigen sich 1963 auf eine Beschränkung der Atomwaffenversuche. Bis zu diesem Zeitpunkt war die Nachkriegspolitik von sich häufenden nuklearen Explosionen auf der Erde, unter Wasser und in der Atmosphäre begleitet. Damit sollte Schluß sein!

Die SPD – auch sie hatte ihre Nachkriegsvorstellungen vom „demo-

29 Der farbige Plötz, Würzburg 1982, S.548.

kratischen Sozialismus" nicht durchgesetzt – greift die neue Politik der westlichen Führungsmacht auf: *„Die amerikanische Strategie des Friedens läßt sich auch durch die Formel definieren, daß die kommunistische Herrschaft nicht beseitigt, sondern verändert werden soll"*; verkündet der sozialdemokratische Vordenker Egon Bahr 1963 vor der Evangelischen Akademie Tutzing und prägt den Begriff „Wandel durch Annäherung". Seine Partei bereitet sich auf die Regierungsübernahme vor, indem sie sich den Gegebenheiten anpaßt, läßt mit dem „Godesberger Programm" den Gedanken an eine gesellschaftliche Neuordnung fallen und setzt sich Reformen innerhalb des Systems zum Ziel. Im Bundestag bekennt sie sich zur NATO-Mitgliedschaft und zur Bundeswehr.

Adenauer und seine Politik haben sich überlebt, der Alte aus Rhöndorf tritt im Herbst 1963 zurück. Der CDU fällt es schwer, sich der Politik Kennedys anzupassen. Innenpolitische Probleme kommen hinzu. Ende 1967 verläßt die FDP die Regierung, die CDU wechselt den Kanzler Ludwig Erhard gegen Kurt Georg Kiesinger aus und bietet der SPD eine Große Koalition an. Außenminister wird ein Sozialdemokrat: Willy Brandt, ein Mann, der sich die von J. F. Kennedy eingeleitete Strategie konsequent zu eigen macht. Anderthalb Jahre später wird er Bundeskanzler und kann sie als „Neue Ostpolitik" verwirklichen.

Aus diesen Veränderungen des internationalen Kräfteverhältnisses bezogen wir unsere Kraft. Wir sahen uns trotz Isolierung und Verfolgung auf der Seite der Sieger, waren uns sicher, in der *Epoche des Übergangs von Kapitalismus zum Sozialismus* zu leben. So hatten die Führer der kommunistischen und Arbeiterparteien 1960 auf ihrer Internationalen Beratung in Moskau unsere Zeit definiert. Die siegreiche Oktoberrevolution von 1917 und der Aufbau des Sozialismus auf einem Sechstel der Erde hatten den Epochenwechsel eingeleitet. Er setzte sich nach dem Zweiten Weltkrieg mit der Entstehung des sozialistischen Lagers und den Siegen nationaler Befreiungsbewegungen in den Kolonien fort. Die Kommunisten siegten im großen China. Etliche der jungen Staaten Afrikas und Asiens beschritten, unterstützt von der UdSSR, einen *antikapitalistischen Weg*. Auf Kuba hatten die Guerillas gerade die von – den USA ausgehaltene Batista-Diktatur zerschlagen, ihr Führer Fidel Castro war seit Februar 1959 Ministerpräsident des Inselstaates, die aufgeschreckten USA sahen den „Kommunismus" vor ihrer Haustür Fuß fassen. *„Es ist das Hauptmerkmal unserer Zeit, daß das sozialistische Weltsystem zum ausschlaggebenden Faktor der menschlichen Gesellschaft wird"*; befanden die versammelten Parteiführer.[30]

Ende der 60er und zu Beginn der 70er Jahre fühlten wir uns rehabilitiert, sahen uns bestätigt: Der Konfrontationskurs war gescheitert, die Gefahr eines dritten Weltkrieges schien gebannt. Wir waren uns sicher, Anteil an dieser Entwicklung gehabt zu haben, Vorreiter gewesen zu sein. Forderungen, die mich und andere Genossen noch vor Gericht gebracht hatten – die Forderung nach Anerkennung der Nachkriegsgrenzen, nach Respektierung der DDR als Staat, nach friedlichem Umgang miteinander und Zusammenarbeit über die Systemgrenze hinweg – diese Forderungen wurden unter Willy Brandt Regierungspolitik.

Das für uns wichtigste Ergebnis dieser Entwicklung: Das *sozialisti-*

30 Zit. nach Wörterbuch der Geschichte, Berlin 1984, Bd.1, S. 273.

sche Lager hatte sich gegenüber allen Drohungen und Absichten, es mit militärischer Gewalt zurückzurollen, behauptet. Im Innern dieses Lagers und in der kommunistischen Weltbewegung lief nicht alles so, wie erwartet. Das übersahen wir nicht und trösteten uns wieder einmal damit, daß die Sache wohl mehr Zeit brauche als angenommen, Fehler und Irrwege schienen unvermeidlich. Zeit war jetzt gewonnen und wenn die internationale Entspannung, die friedliche Koexistenz der Blöcke, anhielten, dann würde es auch möglich sein, Rückstände zu überwinden und Fehlentwicklungen zu korrigieren.

Es gab auch Bedenkliches: Die Einheit der kommunistischen Weltbewegung bekam zunehmend Risse. Die jugoslawische Partei hatte sich auch nach der Entschuldigung KPdSU-Generalssekretärs Chruschtschows für die Behandlung in den Jahren 1948/49 nicht wieder eingereiht. Schwerer noch fiel der Bruch mit der chinesischen Partei ins Gewicht. Daß das kleine Albanien aus der Reihe tanzte und sich auf die Seite Pekings schlug, war zu verkraften. Doch auch in westeuropäischen Parteien kamen Bedenken gegen die Führungsrolle der KPdSU auf, vor allem in der spanischen, italienischen und französischen, *eurokommunistische Konzepte* mußten abgewehrt werden. Schließlich – meldeten sich im *sozialistischen Lager* immer häufiger *Dissidenten* zu Wort, schlimmer noch: Es schien kein Vertrauen zwischen Volk und Führung zu geben. Immer wieder gab es Erhebungen, mußte die Macht mit Panzern gesichert werden. Das alles warf Fragen auf. Die Ausschaltung der *Dissidenten* und die Niederschlagung der Aufstände schadeten unserem Ansehen und ließ auch bei Kommunisten zunehmend Zweifel aufkommen, Zweifel, die sie für sich behielten, immer noch auf Wandel hoffend, und um, wie sie meinten, der Sache als Ganzem nicht zu schaden, dem Gegner keine Munition zu liefern.

Der einzige, dem gegenüber Hein Kritik an Erscheinungen im *realen Sozialismus* äußerte, war ich. Selbst seine Christiane konnte nichts Kritisches sagen, ohne seinen Zorn heraufzubeschwören. Er berief sich dabei auf seine so viel längere politische Erfahrung, und im Falle seiner Frau erklärte ihm darüber hinaus die soziale Herkunft alle Schwankungen: Wie konnte man von der Tochter eines Gutsbesitzers und Generalstabsoffiziers jene proletarische Prinzipienfestigkeit erwarten, die notwendig ist, um allen Stürmen zum Trotz die Fahne hochzuhalten. Mir hingegen gestattete Hein – vorausgesetzt wir waren unter vier Augen , Zweifel anzumelden – jedenfalls soweit es nicht das berührte, was Hein für das Grundsätzliche und Prinzipielle hielt. Ich wußte die Grenze einzuschätzen. Was ihm an der SED mißfiel, das waren vor allem der Personenkult, das Hierarchische, der Mangel an Aufrichtigkeit und Zivilcourage vieler Genossen.

Wie oft hatten wir Hoffnung geschöpft, daß der *reale Sozialismus* die Kraft aufbringen werde, seine Defizite zu überwinden und sich dem zu nähern, was wir unter Sozialismus verstanden? Wieviel Ansätze dazu hatte es gegeben? Doch alle ermutigenden Ankündigungen und versprochenen Reformen versandeten. Chruschtschows Verurteilung des „Personenkults“ hatte nicht gereicht. Abgesehen davon, daß dieser Begriff nur die Oberfläche streifte, lebte die feudale Erscheinung immer wieder auf. Der Wurm mußte tiefer sitzen.

1968 wurde in der Bundesrepublik wieder eine kommunistische Partei zugelassen. Die Kommunisten verdankten ihre Legalisierung, wie gesagt, nicht ihrem politischen Gewicht, sondern der veränderten internationalen Großwetterlage. Das 1956 ausgesprochene Verbot stand dem *Wandel durch Annäherung* im Wege. Die bisherige Verfolgung der Kommunisten und ihrer Sympathisanten paßte nicht mehr in die politische Landschaft. Die entsprechenden Bestimmungen des Strafrechts wurden aufgehoben (Achtes Strafrechtsänderungsgesetz von 1968).

Mit Anwachsen der *außerparlamentarischen Opposition* schwanden bei Teilen der Bürger die Berührungsängste gegenüber Kommunisten. Die in Initiativen und Bewegungen engagierten Menschen lernten Kommunisten als selbstlose, einsatzbereite Mitstreiter kennen. Als die inzwischen zu Lehrlingen und Studenten herangewachsenen Nachkriegsjahrgänge die überkommenen Urteile und Bräuche hinterfragten, sich für die NS-Zeit zu interessieren begannen und von ihren Vätern wissen wollten, wie sie es mit Hitler gehalten hatten, wandelte sich auch ihr Bild von den bisher Verteufelten. Zahlreiche Künstler und Wissenschaftler traten der DKP bei oder zeigten Sympathie. Der Marxistische Studentenbund wurde eine beachtliche Kraft an den Universitäten und Hochschulen.

Die Wahlergebnisse hingegen waren enttäuschend. Die DKP blieb eine *Splitterpartei*, parlamentarisch bedeutungslos. Und obwohl ihre gewerkschaftlich organisierten Mitglieder durch ihre Aktivität Anerkennung bei ihren Kollegen fanden und viele Vertrauensmänner und Betriebsräte stellten, blieb der Einfluß der Partei auf den Gewerkschaftskurs gering. Die Meinungsbildung ging auch in den Gewerkschaften von der Spitze aus, und die war fest in sozialdemokratischen Händen.

Die DKP war im Jahre 1968 kaum zugelassen, da traf sie die Last des *realen Sozialismus*: der Einmarsch sowjetischer Truppen in die CSSR. Die mit der Formierung der DKP beauftragten Genossen schwankten nicht, taten, was sie für ihre „internationalistische Pflicht" hielten, und verteidigten die Unterdrückung des „Prager Frühlings". Es waren Genossen meiner Generation – im Dritten Reich aufgewachsen und nach 1946 von den Thälmannschen Kadern erzogen. Ich, der ich dazu gehört hatte, war nicht mehr dabei.

Den zweifelnden Genossen wird gesagt, man dürfe es dem Imperialismus an keiner Stelle gestatten, in das sozialistische Lager einzubrechen; das würde Europa destabilisieren, erneut die Gefahr eines Krieges heraufbeschwören. Washington und Bonn müsse deutlich gemacht werden, daß es zur friedlichen Koexistenz der Systeme keine Alternative gäbe. Später werden sich die Genossen fragen, ob der „Prager Frühling" nicht der letzte aussichtsreiche Versuch war, den *realen Sozialismus* zu reformieren und auf die Höhe der Zeit zu bringen.

Die an den XX. Parteitag der KPdSU geknüpften Hoffnungen hatten sich nicht erfüllt; mit der Verurteilung des Stalinschen Terrors war es offenbar nicht getan. Gewiß, die Zeit der Folter, der Liquidationen, der millionenfachen Zwangsarbeit, sie war vorbei, die von Alexander Solschenizyn beschriebenen „*Leiden des Iwan Denissowitsch*" – Nikita Chruschtschow setzte die Veröffentlichung der Erzählung 1962 durch – gehörten der Vergangenheit an.

Unter Stalin aufgewachsen und aufgestiegen, hatte es Chruschtschow nicht vermocht, die alten Machtstrukturen aufzubrechen. Er hatte den Apparat beunruhigt, mehr nicht. Der Apparat hatte ihn 1964 gestürzt und es sich weiter bequem gemacht. Das System behielt jene Züge, die es im politischen Wettbewerb mit dem Kapitalismus und den parlamentarischen Demokratien schließlich scheitern ließen: Andersdenkende und Kritiker wurden mundtot gemacht, gesellschaftlich geächtet, unbequeme Wahrheiten unterdrückt, die Despotie des *demokratischen Zentralismus* wirkte ebenso fort wie die dazugehörenden Hierarchien, der Personenkult trieb seine absurden Blüten, Wissenschaft und Kunst wurden weiterhin gegängelt. Das vorhandene geistige Potential blieb so ungenutzt. Die Bürokratie uferte weiter aus; ihre Angst vor Stalin war entfallen. Korruption, Vettern und Schattenwirtschaft nahmen zu. Alle Ansätze zu ökonomischen Reformen versandeten.

Als die wissenschaftlich-technische Revolution die gesellschaftlichen Systeme Ende der 70er und in den 80er Jahren herausforderte, war es nicht etwa der *reale Sozialismus*, der sie sich zunutze machte, sondern der als verfaulend apostrophierte Kapitalismus. Nicht das Kapital erwies sich als Fessel für die Weiterentwicklung der Produktionsmittel, sondern die Planwirtschaft sowjetischer Schule. Der Westen erkannte seine Chance, hütete die Ergebnisse der wissenschaftlich-technischen Revolution als Geheimnis, ließ einen Export entsprechender Güter in die UdSSR nicht zu (COCOM-Liste).

Der in den 60er Jahren eingeleiteten politischen Entspannung und der Koexistenz-Bereitschaft des Westens wurde damit der Boden entzogen. Ihre Voraussetzung entfiel: das nach sowjetischen Rüstungsanstrengungen erreichte atomare Patt, das Gleichgewicht der militärischen Kräfte. Im westlichen Lager trat mit Ronald Reagan ein Mann an die Spitze der USA, dessen Ratgeber die Chance sahen, wieder militärische Überlegenheit zu gewinnen und die UdSSR dabei totzurüsten. Ein Krieg der Sterne wurde in Aussicht genommen. Im Jahr 2000, so das Ziel, sollte das Sowjetsystem begraben sein. Zur Überraschung der ganzen Welt verabschiedete es sich selbst und das früher als vorausgesagt.

Das hatte fünfzehn Jahre zuvor, 1968, noch ganz anders ausgesehen. Die Sowjetunion schien auf einem guten Wege. Die Jahre unter Generalssekretär Breschnew – heute als „Periode der Stagnation" beschrieben – wurden damals als eine Zeit der Konsolidierung angesehen, und in der Tat sprechen in Rußland nicht wenige Bürger angesichts der gegenwärtigen Verhältnisse von einer „guten Zeit". Hein war 62 Jahre alt, als die DKP sich konstituierte. Er gehörte zu ihren Mitbegründern in Schleswig-Holstein, wurde aber nicht wieder in den Parteiapparat berufen. Diszipliniert, wie er war, ließ er sich nicht anmerken, daß ihn das kränkte. Aus seiner Meinung über die Parteiführung im Lande machte er kein Hehl. Gelegentlichen Bemerkungen entnahm ich, daß er glaubte, einigen an der Spitze zu unbequem zu sein. Die Delegierten der ersten Bezirkskonferenz wählten ihn in die Schiedskommission. Zwei Jahre noch expedierte er Waren des Lübecker KONSUM-Kaufhauses. Ein Jahr, bevor er das gesetzliche Rentenalter erreichte, mußte er Ende 1970 seine Arbeit aufgeben – wegen einer Lungenerkrankung, einem Leiden, das er sich in den Haftjahren zugezogen hatte.

Oben: Hein Meyn auf einer DKP-Veranstaltung zum 30.Jahrestag der Befreiung am 7.Mai 1975 in München (2.Reihe, 3.von links), an der auch Miachail Gorbatschow teilnahm (1.Reihe, 4.von links).

Nach dem Tode seines Lagerkameraden Harry Naujocks im Jahre 1983 übertrug ihm das Sachsenhausenkomitee dessen Funktion. Dank eines rührigen und ehrgeizigen „Generalsekretärs" erwuchsen ihm als Präsident des Komitees daraus keine größeren Anstrengungen.

Nachdem er 1986 aus der Bezirksschiedskommission ausgeschieden war, um einem Jüngeren Platz zu machen, übernahm er – inzwischen 80jährig – keine Parteifunktionen mehr. Mit den Jahren fühlte er sich in seiner Lübecker Parteigruppe immer weniger verstanden. Das schmerzte ihn, war er es doch gewesen, der die Lübecker Partei nach dem Kriege geführt, sie später als Landessekretär angeleitet und auch in der Verbotszeit sichtbar verkörpert hatte. Mit diesem Bild von sich selbst forderte er in seinen letzten Tagen im Krankenhaus Respekt ein – mit Hinweis darauf, daß er der „Oberste der Lübecker Kommunisten" sei.

Einer der Jungen, der mit Hein der Schiedskommission angehört hatte, schrieb mir anläßlich seines Todes: Ihn beeindrucke, „*daß jemand wie Hein nachdrücklich darauf besteht, in diesem seinem Leben etwas bedeutet zu haben. Das ist doch wichtig. Vielleicht steckt hinter diesem 'Obersten' nicht so sehr eine eitle Attitüde als vielmehr die todestrotzige Geste: Ich wurde geachtet und gebraucht. Gleichwohl bleibt sie immer tragisch, vor allem insofern, als sie überdeutlich signalisiert, wie sehr Heins Identität auf diese Zeit in der Mitte des Jahrhunderts fixiert und fortan keinem Wandel mehr zugänglich war.*" Der sehr viel jüngere Mitstreiter hatte Heins Selbstbewußtsein erlebt und beschrieb es: „*Niemand konnte einem wie ihm, dem Thälmann noch selbst Mast und Schotbruch bei der Übernahme der kommunistischen Hafenarbeitergruppe ge-*

wünscht hatte, das Wasser reichen. Ich konnte mit seinen politischen Ansichten nicht viel anfangen – realpolitisch gesehen , aber ich mochte seine knorrige und respektlose Art. Außerdem schwankte ich selbst – und das spüre ich noch heute, vielleicht stärker als je zuvor – zwischen einer Realpolitik, die die Menschen ernst nimmt und bürgernah ansetzt, also wirklich Politik sein will und einem rebellischen Fundamentalismus, der angesichts der verfahrenen Lage jeden Kompromiß als Verrat an der Sache strikt ablehnt. Hein hat für mich diese kommunistische Identität aus der Zeit vor 1935 ganz stark verkörpert. Er war einer der Altvorderen, die zwar nicht modern und für die heute angemessene Politik nicht ganz ernst zu nehmen waren, aber als Relikt der alten KPD für die eigene – eben nicht realsozialdemokratische – Identität ganz wichtig waren."[31]

Im gleichen Jahr erlebte Hein die Geburt eines Enkels: „Der kleine Mann hat mein Leben bereichert." Nicht länger von politischer Arbeit gefordert, wurden im Umgang mit dem kleinen Tim jene Seiten seines Wesens sichtbar, die er in seinem harten, kämpferischen Leben nicht hatte entfalten können und von denen er seine Mitstreiter in seiner Strenge wenig hatte spüren lassen.

In der DKP hatte in den 80er Jahren eine kritische Diskussion begonnen, die Hein zunächst alarmierte.

Was da einriß, widersprach seinen früh erworbenen und – während des antifaschistischen Widerstandes erhärteten Auffassungen von Einheit und Disziplin. Ein kritisches Hinterfragen des Parteimodells stieß bei ihm darum bis zuletzt auf energische Abwehr. Daran auch entzündete sich der schon erwähnte Streit zwischen ihm und mir, ob es zulässig sei, daß Hamburger Genossen ein kritisches Papier über die Lage der Partei nach Lübeck schicken und Lübecker Parteimitglieder es diskutieren. Aus seiner Sicht war das die „Verbreitung einer Plattform" und eine die Geschlossenheit und Kampfkraft der Partei gefährdende „Fraktionsarbeit". Auch wenn er es anders sah, seine Vorstellung lief auf eine Kanalisierung der Meinungsbildung hinaus, eine Steuerung von oben, eine Durchsetzung dessen, was die Führung für zweifellos richtig und notwendig hielt.

Unser beider Verhältnis war zu vertraut, zu erprobt, als daß diese Meinungsverschiedenheiten es gefährden konnten, doch verletzte ihn, daß sein Wort in der Lübecker Kreisorganisation, einer Hochburg der „Erneuerer", nur noch wenig galt. Der Respekt, den er auch bei den Jüngeren besaß, reichte nicht mehr aus, seine mit den Ereignissen aus den 20er und 30er Jahren befrachteten Darlegungen hinzunehmen. Hein blieb schließlich auch den Zusammenkünften seiner Parteigruppe fern.

Als sich die beleidigende Art herumsprach, in der ihn einer der jungen Genossen behandelt hatte, forderte Jürgen Brammer – einer unserer gemeinsamen Freunde – auf der Bezirksdelegiertenkonferenz mehr Achtung vor so verdienten Genossen wie Hein Meyn. Jürgen Brammers Bild blieb – wie meines – von den Erfahrungen bestimmt, die er nach dem Kriege als junger Mann mit dem so viel älteren Genossen gemacht hatte: „*Das sind nur wenige, denen man seit der ersten Begegnung (1948) stets uneingeschränktes Vertrauen entgegenbringen konnte. Welch ein Verständnis hatte Hein für junge Genossen. Wie bescheiden*

31 Detlef Siegfried, Kiel, 12.02.93.

32 Kondulation: Traute und Jürgen Brammer, Rasdorfer Passau.

Links: Hein Meyn mit Enkel: „Der kleine Mann hat mein Leben bereichert."

war er doch im Gegensatz zu vielen, die weit geringere Verdienste besaßen. Wenn ich über Hein nachdenke, dann fällt mir auf, daß er zu keiner bewußten Kränkung fähig war. Er war ein bedeutender Mann, von dem immer wieder zu erzählen sein wird."[32]

Die Kader, die 1968 die DKP aufbauten, hatten ihre Erfahrungen vornehmlich in der bereits Mitte 1951 verbotenen Freien Deutschen Jugend (FDJ) gesammelt und zeitweilig in der DDR gelebt. Absolute Unterordnung unter die Sache und vorbehaltlose Verteidigung des *realen Sozialismus*, Anerkennung von Disziplin und Hierarchie hatten auch sie verinnerlicht. Ihr Selbstwertgefühl bezogen sie nicht zuletzt aus der Behandlung in der DDR, wo sie mit den der SED-Nomenklatura entsprechenden Privilegien bedacht wurden. Die enge Bindung an die SED war für die Genossen die einleuchtende Konsequenz ihrer Überzeugung, daß in der DDR der Sozialismus „aufgebaut" wird, das Deutschland der Zukunft im Werden ist.

Spannungen zwischen ihnen, den tonangebenden Kadern einerseits und den neuen, meist jungen, aber auch kritischen älteren Mitgliedern wurden in den ersten Jahren der DKP nur dann sichtbar, wenn die Anerkennung der Verhältnisse des „*realen Sozialismus*" überfordert wurde oder der mit der SED „abgestimmte" Kurs den politischen Erfordernis-

Rechts: Hein Meyn 1988.

sen in der Bundesrepublik zu offensichtlich zuwiderlief (die SED erwartete zum Beispiel, daß Kernkraft allein in kapitalistischen Händen als Gefahr bezeichnet wird, daß der *reale Sozialismus* von der Kritik an der industriellen Umweltzerstörung ausgenommen wird, daß die Forderungen nach Emanzipation der Frauen nicht über das hinausgehen, was die SED aufzuweisen hatte. Aus Rücksicht darauf, blieb die DKP für die Anti-AKW-Bewegung, die Ökologie und Teile der Frauenbewegung unglaubwürdig).

Diese Spannungen traten im Kampf gegen den Rüstungswettlauf zurück. In der Auseinandersetzung um die „Nachrüstung" gewannen die Kommunisten größte Akzeptanz und gingen zugleich in dieser Bewegung weitgehend auf. Mit ihrem „Kampf gegen den Atomtod" befanden sie sich in Übereinstimmung mit großen Teilen der Bevölkerung.

Die Untauglichkeit überkommener Begriffe und Vorstellungen, das Festhalten an der auf Lenin und Stalin zurückgehenden Parteistruktur kamen erst massiv, die Existenz der Partei berührend zur Sprache, als in der UdSSR die verkrusteten Verhältnisse zum Tanzen kamen und Hoff-

nungen auf eine Erneuerung des „*realen Sozialismus*" und der kommunistischen Weltbewegung weckten. Mit der SED-Führung im Rücken verteidigte die DKP-Spitze, was sie für bewahrenswert und unverzichtbar hielt – mit Mitteln und auf eine Weise, die selbst alte, mit der Partei verbundene und angesehene Genossen wie Prof. J. Schleifstein aus ihren Reihen trieben. Heinz Jung, Schleifsteins Nachfolger als Leiter des Frankfurter Instituts für Marxistische Studien und Forschung (IMSF), spricht in diesem Zusammenhang vom „*Fehlen einer demokratischen Kultur im deutschen Kommunismus*" und nennt die „*faktische Abhängigkeit von der SED*", die „*dementsprechende Selbstzensur im Blick auf ihre Interessen*" als „*innerparteiliches Regulierungsprinzip*" der DKP.[33]

Die Vergangenheit hatte die Kommunisten wieder einmal eingeholt. Die verinnerlichte Lagerkonstellation, die vertrauten Politikmuster und Konfliktlinien behielten die Oberhand.

Ich kann mit Hein über die Ergebnisse meiner Überlegungen nicht mehr sprechen und bin mir nicht sicher, ob wir uns über die Ursachen des Scheiterns hätten einigen können. Vieles, was er zwar bedenklich fand und kritisierte, letztlich aber als eine Randerscheinung betrachtete, hatte nach dem Zusammenbruch des „*realen Sozialismus*" für ihn ein anderes Gewicht bekommen. Doch wie weit ihn seine Überlegungen gebracht hätten, das kann ich schwer abschätzen.

22. August 1995. Damit ist auch die zweite Lebenshälfte Hein Meyns abgeschritten. Was läßt sich zusammenfassend über sein Wirken in den fünfundvierzig Nachkriegsjahren sagen? Mit Sicherheit und ohne Übertreibung dies: Daß er seinen Überzeugungen trotz Anfeindungen treu blieb, daß er die Nachkriegsnot der Lübecker lindern half, mit seiner Partei eine gesellschaftliche Neuordnung anstrebte, sich in den 50er und 60er Jahren der Spaltung Deutschlands widersetzte, daß er während des Kalten Krieges und danach gegen das Wettrüsten auftrat und für ein friedliches Neben- und Miteinander der beiden deutschen Staaten und darüber hinaus der entgegengesetzten Systeme warb. Würde das aber in dieser Kürze nicht sehr allgemein und klischeehaft klingen, abgegriffen, bliebe nicht ungesagt, wieviel Aufregung, Auseinandersetzung, Einsatz damit für die Meyns verbunden waren?

Und was hatte Hein Meyn denn erreicht? Wir sind dazu erzogen worden, uns und andere nicht an Gedanken und Absichten zu messen, sondern daran, was wir tun und vor allem bewirken. Da liegt die Frage nahe, was Heins Anstrengungen erbrachten, ob die vielen Haftjahre, alle sonstigen in Kauf genommenen Nachteile sich gelohnt haben? Eine Frage, die auch Hein gegen Ende seines Lebens bewegte. Einer Tagebuchnotiz ist zu entnehmen, daß wir darüber sprachen. Das Ergebnis ist nicht festgehalten.

Heute würde ich dem Freunde sagen: Mit Sicherheit hast du bewirkt und geholfen, daß die Lehrlinge auf dem Staatsgut Farmsen weiterhin Beamtenessen bekamen, Nietenwärmer und Vorhalter bei Blohm und Voß mehr Lohn erhielten, Chinesen in Shanghai ein Beispiel „weißer" Solidarität erfuhren, Mithäftlinge das KZ überlebten und SS-Willkür gelegentlich von ihnen abgewendet wurde. Du hast mit deinem Wider-

33 Heinz Jung, Zur Niederlage des Sozialismus und zum Abgang der DDR, IMSF Forschung und Diskussion 6, Frankfurt/M 1990.

Dezember 1985 Nr. 106

Der Appell MITTEILUNGSBLATT

für die ehemaligen Häftlinge und deren Angehörigen
der Konzentrationslager Sachsenhausen/Oranienburg, der Ursprungs- und Nebenlager

Chefredaktion 46 Dortmund 50 Postschließfach 50 02 30 Tel. 0231/77 32 48

Hoffnung für das Jahr 1986

Das Jahr 1985 ist hoffnungsvoller zu Ende gegangen, als es begonnen hatte: Der Gipfel von Genf und die gemeinsame Schlußerklärung Ronald Reagan und Michail Gorbatschow geben uns Hoffnung für das Jahr 1986:

Keine weitere atomare Rüstung, nicht am Himmel und nicht auf der Erde;

Rüstungsbegrenzung und die eingesparten Milliarden für die Bekämpfung des Hungers in der Welt;

Beendigung aller bewaffneten Auseinandersetzungen durch friedliche Verhandlungen.

Dafür stehen auch die ehemaligen Häftlinge von Sachsenhausen/Oranienburg mit allen antifaschistischen Widerstandskämpfern in den vordersten Reihen der Friedensaktionen 1986! Allen Kameraden und Freunden Gesundheit und Zuversicht für das Neue Jahr.

Präsidium des Sachsenhausenkomitees für die
Bundesrepublik Deutschland
Heinrich Meyn, Präsident;
Oberbürgermeister a.D. Georg Buch, ehem. Landtagspräsident;
Dr. rer. pol. Hans Demetz;
Albert N. Simmedinger.

stand dazu beigetragen, daß nicht alle Deutschen mit Hitler gleichgesetzt wurden, daß die Lübecker im kalten Winter 1946/47 für ihre Öfen und Herde Stubben roden und Holz sammeln konnten. In gewerkschaftlichen Kämpfen hast du geholfen, Forderungen der Arbeiter und Angestellten durchzusetzen, bist im KONSUM-Kaufhaus für deine Kollegen eingetreten. Ist das nichts?

Wieviel Menschen wir dazu brachten, sich gegen die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik, gegen das Wiederaufleben des Nazismus aufzulehnen, das kann mit Sicherheit nicht gesagt werden. Jedenfalls waren

es nicht genug, um das eine wie das andere zu verhindern. Ob die Warnungen vor einem dritten Weltkrieg, der Widerstand gegen seine Vorbereitung dazu beitrugen, ihn in kritischen Momenten zu verhindern, das ist schwer abzuwägen und bleibt Glaubenssache. Ausschließen will ich es nicht.

Gewiß, beziehen wir die größeren Ziele ein, die du dir gestellt hattest, mußt du dir eingestehen: Hitler wurde nicht aufgehalten, der Zweite Weltkrieg nicht verhindert. Aus dem in den ersten Nachkriegsjahren angestrebten antifaschistisch-demokratischen Deutschland wurde nichts, das Land wurde gespalten – die Deutschen vereinten sich erst gut vierzig Jahre später und unter anderen Vorzeichen. Was der Deutsche Gewerkschaftsbund in den 60er Jahren mit Blick auf Westdeutschland beklagte, gilt jetzt für ganz Deutschland: Alte Besitz- und Machtverhältnisse werden wieder hergestellt.

Doch wie stehen die da, die die letzten 90 Jahre tatenlos hinnahmen oder ihnen Richtung gaben und verantwortlich dafür sind, wie sie verliefen? Dir kann man weder Teilnahmslosigkeit noch nationale Arroganz, Herrenrassenwahn, Opportunismus, Unterwürfigkeit und Feigheit, materielle Bereicherung und eitle Selbstdarstellung vorwerfen. Von deinem Leben kann man sagen, was ich 1988 über dich schrieb und noch heute für das Wesentliche halte: „*Die Meyns stehen in der dritten Generation für diejenigen Deutschen, die keine Unmenschen aus sich machen ließen. Sie haben dafür eine hohen Preis zahlen müssen. Wäre die Mehrheit der Deutschen zu dieser Haltung fähig gewesen, wäre ihnen viel Leid erspart geblieben*."

Ich konnte bei einer Würdigung seines Lebens nicht daran vorbeigehen, daß Hein sechzig Jahre lang ein unbeirrter Verteidiger der Sowjetunion war. Alle hatten ihn so gekannt. Jeder würde sich fragen, was er empfand, als am 31. Dezember 1991 die rote Fahne über dem Kreml niedergeholt wurde. Ich wollte es kurz machen: „*Unser Freund verband seine Hoffnung auf eine bessere Welt, auf eine friedliche und sozial gerechte Ordnung, in der jeder Mensch sich frei entfalten kann, mit der Idee des Sozialismus. Er sah ihre Verwirklichung auf gutem Wege. Es traf ihn am Ende seines Lebens schwer, erkennen zu müssen, daß er geirrt hatte und der 1917 begonnene, von seinen Hoffnungen begleitete und so hartnäckig verteidigte Versuch in einer Sackgasse endete*." Über die Ursachen zu sprechen, war in einer Totenrede nicht angebracht.

Furchtbar ist die Enttäuschung, wenn Menschen erkennen oder zu erkennen glauben, daß sie einer Illusion zum Opfer gefallen sind, daß das Alte stärker ist als das Neue, daß die 'Tatsachen' gegen sie und nicht für sie sind, daß ihre Zeit, die neue, noch nicht gekommen ist. Es ist dann nicht nur so schlecht wie vorher, sondern viel schlechter…
Bertolt Brecht

29. Januar 1996. Wie gesagt, es schien mir nicht möglich und auch nicht angebracht, in einer Totenrede darüber zu sprechen, woran der *reale Sozialismus* scheiterte. Dabei war das das Eigentliche, was uns bewegte. Schließlich hatten wir immer, wofür wir uns auch einsetzten, den Sozialismus als Ziel im Blick gehabt.

Wir beide hatten uns über das Scheitern bis zuletzt den Kopf zerbrochen, darüber immer wieder diskutiert; unausgesprochen stand dabei auch immer eine andere, unser Selbstverständnis fundamental berührende Frage im Raum. Welches persönliche Versagen müssen wir einräumen? Haben auch wir einen Beitrag zum Scheitern geleistet? Zudem trafen uns die sich häufenden, erschreckenden Enthüllungen über die stalinschen Verbrechen der 30er Jahre, aber auch der Repressalien nach

1945 in der DDR schmerzlich: Auch wenn wir ihr erschütterndes Ausmaß zuvor nicht gekannt hatten, was wir zuvor gewußt hatten, war von uns stillschweigend hingenommen worden.

Ich zögerte, Hein zu fragen, warum er nicht nachbohrte, als sein enger KZ-Kamerad Karl Schirdewan unter Ulbricht in Ungnade fiel, aller Parteifunktionen enthoben und, wie es der Geächtete ausdrückte, „*als politische Unperson abgeschoben und erniedrigt*" wurde?[34] Mußte der Vorwurf, den Hein Max Reimann machte, nicht auch ihn treffen? Als Vorsitzender der KPD und einstiger Mithäftling in Sachsenhausen hatte Reimann zugelassen, daß Hein Anfang der 50er Jahre im Zusammenhang mit seiner Absetzung als schleswig-holsteinischer Landesvorsitzender einer „*antisowjetischen Haltung*" beschuldigt wurde, obwohl er es hätte besser wissen müssen. Von mir kann ich sagen, Hein gegen diesen Vorwurf in Schutz genommen und mich hartnäckig für seine Rehabilitierung eingesetzt zu haben.

Doch Karl Schirdewan, von gleichem Holz, hatte das wohl auch nie von Hein erwartet. Im umgekehrten Falle hätte er es wohl nicht anders gehalten. Fast neunzigjährig sandte er Christiane seinen Bericht „Aufstand gegen Ulbricht", dem er mit zittriger Hand eine Widmung vorangestellt hatte: „*In Erinnerung an Hein Meyn, meinen Kampfgefährten. Er war fest in seiner Weltanschauung, vertrat sie unerschrocken*."

In Heins Biographie wird ein Widerspruch deutlich, in dem viele Kommunisten lebten. Selbstbewußt, von humanistischer, das heißt solidarischer Gesinnung, und mit dem Mut, danach zu leben, reihte er sich in ein Kollektiv ein, dem er sich im Zweifelsfalle unterwarf. Beide Seiten dieses Widerspruchs wurzelten in seiner Erziehung, seinen Erfahrungen, der Prägung in seiner Partei. Er war von den Eltern zu einem aufrechten Menschen mit hohem Gerechtigkeitssinn und Verantwortungsgefühl erzogen worden, von Eltern, die erlebt hatten, was auch Hein schon in jungen Jahren selbst erfuhr: Nur gemeinsam sind wir stark! Ohne straffe Organisation können wir gegen die oben nichts ausrichten. Der einzelne muß sich „der Sache" unterordnen, soll sie gelingen. In der „Armee Lenins" (J. W. Stalin) wurde er darin bestärkt.

Die durch ein hehres Ziel und andauernde Verfolgung zusammengeschweißte Gemeinschaft der Kommunisten wurde für sie zur Familie, die ihnen die Kraft gab, Häme und gesellschaftliche Ausgrenzung zu ertragen, und sie schützte. Das Vertrauen dieser Familie zu verlieren, das war das Schlimmste, was einem Kommunisten passieren konnte. Ich habe es 1958 an mir erlebt. Ich lebte im Untergrund und war für eine illegale Landesorganisation verantwortlich. Die Parteiführung statuierte ein Exempel an mir, sie nahm meinen Ausfall nach einem schweren Bandscheibenvorfall zum Anlaß, mich eines „Verstoßes gegen die konspirativen Regeln" zu bezichtigen. Ich konnte die konkreten Beschuldigungen – man lastete mir die Verhaftung zweier Genossen an – entkräften, man ließ sie fallen. Doch das Zentralkomitee schloß mich dennoch aus – als Warnung an alle Genossen, die gleich mir Zweifel an der Effektivität der illegalen Arbeit hatten und auf eine Diskussion drangen. Darum wohl auch wurde mein Ausschluß und sein angeblicher Grund – ohne Namensnennung – über den „Freiheitssender 904" bekanntgegeben. Schon zuvor war in meiner Kaderakte vermerkt worden: „*...neigt*

34 Karl Schirdewan, Aufstand gegen Ulbricht, Berlin 1994, S.145 ff.

zu Eigenmächtigkeiten", wie mir der Leiter der Zentralen Parteikontrollkommission (ZPKK), Otto Niebergall, in einem Gespräch vor meinem Ausschluß mitteilte.

Für Außenstehende wird es unverständlich sein, aber ich stimmte auf der Zusammenkunft des illegalen ZK meinem Ausschluß zu. Dieses Verhalten erklärt manches in den Biographien von Kommunisten. Es war nicht Angst, was Kommunisten diese Haltung einnehmen ließ, sondern das Gefühl, gemessen an der Sache nicht so wichtig zu sein, die gemeinsame Überzeugung und historische Mission höher zu veranschlagen als die Ungerechtigkeit, die einem widerfährt. Bertolt Brecht läßt in einem seiner Stücke – der MASSNAHME – einen jungen Genossen auftreten, der sich mit seiner Exekution einverstanden erklärt, nicht weil er sich einer Disziplin unterordnet, sondern weil er sich eine andere Zugehörigkeit als zu denen, die die Welt verändern wollen, gar nicht vorstellen kann. Mit der Partei zu brechen oder auch nur auf Distanz zu ihr zu gehen, war für alle Kommunisten ein äußerst schmerzhafter Prozeß. Ich habe es seit den 60er Jahren an mir erlebt.

Ich hielt auch nach dieser „Maßnahme" an meinen Grundüberzeugungen fest und bin in den Jahren danach öffentlich für sie eingetreten, alle Folgen – Arbeitslosigkeit, Haussuchungen, Bespitzelung, Prozesse – in Kauf nehmend.

Der Philosoph Theodor Adorno hat vor der „*Vormacht aller Kollektive*" und „*der Leidenschaft gerader junger, dem Bewußtsein nach progressiver Menschen, sich in irgendetwas einzugliedern*", in seinem Essay „Erziehung nach Ausschwitz" (1966) gewarnt. Er sah die Gefahr, auf diese Weise „Material" zu werden, sich als selbstbestimmtes Wesen auszulöschen. Wie schnell kann man für etwas mitverantwortlich werden, das den eigenen Zielen und Absichten widerspricht? Ohne Absicht hat mein alter Freund seinen Teil dazu beigetragen, *die Sache* in die Sackgasse zu führen. Das gilt auch für mich, wenn ich mein Funktionieren in den 50er Jahren bedenke. Beide haben wir geholfen, in der kommunistischen Bewegung die „Partei neuen Typus" durchzusetzen. Mein Unbehagen an der einen oder anderen „Maßnahme", und daß ich sie hier und da dank meiner Funktion unterlaufen konnte, ändert nichts an der Mitverantwortung und deutet nur auf den Widerspruch, in dem auch ich mich befand.

Schließlich eine nicht weniger schmerzliche, noch schwerer sich einzugestehende Erkenntnis: Wenn unser Kampf um Sozialismus nichts anderes bewirkt hätte als eine Ausdehnung seiner real existierenden Gestalt auf ganz Deutschland, dann ist es gut, daß wir damit unterlagen. Haben wir uns je gefragt, ob unter den gegebenen Verhältnissen etwas anderes hätte herauskommen können? Als ich zu einer Zeit, als meine Skepsis gegenüber der sozialistischen Realität zunahm, gefragt wurde, wie ich ihn mir vorstelle, antwortete ich: „*In der Bundesrepublik wird es Sozialismus nur geben, wenn die Mehrheit – der Bevölkerung ihn will und durchsetzt. Auf diese Weise zustandegekommen, wird er von der Art sein, wie ihn die Mehrheit will*."

Ich habe seither gelesen, was mir über den sozialistischen Versuch und seinen überraschenden Abbruch in die Hände kam, habe darüber nachgedacht und frage mich erneut, ob ich mich mit Hein über das Er-

gebnis verständigen könnte. Er saß mir dieser Tage gegenüber in dem Sessel, in dem ich ihn in den letzten Jahren oft erlebt habe – mir zuhörend, nach Antworten suchend, seine Ansichten darlegend – diesmal nur auf dem Bildschirm. Ich sah mir bei Christiane in Lübeck drei im Auftrage der Landeszentrale für Politische Bildung und mit Unterstützung des Brandenburgischen Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kultur hergestellten Videokassetten an: „*Meine Geschichte: Hein Meyn*"; jene schon erwähnte Befragung durch Joachim Tschirner. Dreimal 45 Minuten. Die Aufzeichnung soll allen an Zeitgeschichte Interessierten als historische Quelle dienen.

Das Gespräch war zu einer Zeit aufgezeichnet worden, als wir uns noch an die Hoffnung klammerten, der KPdSU und schließlich auch der SED werde es gelingen, alles abzuwerfen, was in die Sackgasse geführt hatte, und den Sozialismus zu erneuern.

Ich stelle mir vor, ich erklärte Hein heute, acht Jahre später, wohin ich mit meinen Überlegungen gekommen bin – eingedenk der Erfahrung, daß selbst langjährige politische Weggefährten bei der Erörterung dieses komplexen Themas häufig aneinander vorbeireden. Und das, weil sie sich auf verschiedenen Ebenen bewegen und von verschiedenen Punkten ausgehen. Einander mißverstehend, erscheint einer dem anderen jeweils als „Betonkopf" oder „Abtrünniger".

Ich würde Hein an eine Bemerkung erinnern, die ich am 22. September 1991 nach einem seiner bis zuletzt häufigen Besuche in Quickborn in meinem Tagebuch festhielt: „*Hein verwies mich auf einige SPIEGEL-Artikel; kluge Autoren hätten geschrieben, was er schon vorher gesehen habe: Sozialismus in einem Land, das sei unmöglich*." Wir hatten das Thema bei diesem Zusammensein nicht vertiefen können. Ich hatte nur gedacht: Gesehen hatte Hein es so wenig wie ich, aber wohl gelegentlich gefürchtet. Er hat diesen enttäuschenden Ausgang des Versuchs so wenig wie ich wahrhaben wollen und jeden Zweifler energisch zurechtgewiesen. Angesichts bestimmter Erscheinungen werden jedoch auch ihm immer wieder einmal Bedenken gekommen sein. Jetzt erschienen ihm seine nie eingestandenen Zweifel als Voraussicht.

Immerhin: Das war ein Ausgangspunkt!

Darüber, ob, wann, mit wem und auf welche Weise ein anderer Weg möglich gewesen wäre, war Thema jener Jahre. Zu Beginn der *Perestroika* wurde – im Zusammenhang mit Bucharins früher Kritik an Stalin – die Frage aufgeworfen, ob eine Fortsetzung der von Lenin konzipierten *Neuen Ökonomischen Politik* die späteren, irreparablen Deformationen des Systems nicht verhindert hätte. Ich denke, die *NÖP* hätte die Widersprüche der Gesellschaft nicht beseitigt und nur andere Konflikte ausgelöst, die – demokratisch ausgetragen – wahrscheinlich zur Beibehaltung der Marktwirtschaft und einer eigenständigen Entfaltung des Kapitalismus in Rußland geführt hätten. Auf keinen Fall jedoch, wäre auf diesem Wege in so kurzer Zeit eine Schwerindustrie aus dem Boden gestampft worden, mit der sich die UdSSR auf Hitlers Versuch vorbereitete, „dem deutschen Volk im Osten Raum zu schaffen" und den slawischen Völkern ein Helotendasein aufzuzwingen.

Im Rückblick erscheint es auch zweifelhaft, ob nach 1945 tatsächlich eine reale Chance bestand, den Aufbau des siegreichen, jedoch

weitgehend zerstörten Landes auf andere Weise in Angriff zu nehmen als den *Aufbau des Sozialismus* in den 20er und 30er Jahren. So wenig wie es gelang, den Sozialismus in den *Bruderländern* ohne Tränen auf den Weg zu bringen. Ich denke nicht, daß nach allem Geschehenen ein anderer Weg hätte beschritten werden können. Das System war zu eingefahren und starr, die privilegierte Nomenklatura weder fähig noch bereit, andere Wege zu gehen. – Hinzu kam, daß die sowjetische Herrschaftssicherung in den von der UdSSR befreiten und dabei besetzten Randstaaten den KGB zu einer unentbehrlichen Einrichtung machte, um die besetzten Länder auf den „volksdemokratischen Weg" zu bringen, im Klartext: ihnen das Sowjetsystem aufzuzwingen.

Ensprechend war die „Kaderauslese" in den „führenden Parteien": Für angepaßte Opportunisten waren die Karriereaussichten am größten. Wir kennen das aus unseren „staatstragenden Parteien"; wissen, daß sich mit ihnen Staat machen läßt, aber kein Sozialismus.

Ich weiß nicht, ob Hein der Versuchung erlegen wäre, die Feinde des Sozialismus für sein Scheitern verantwortlich zu machen. Ich hätte ihm vorgehalten, was der häufig als Chefideologe der DKP apostrophierte Robert Steigerwald an Jürgen Kuczynski schrieb: „*Mit voller Absicht rede ich hier nicht über (äußerst schwerwiegende) Außenfaktoren, es wäre lächerlich dem Gegner anzukreiden, daß er Sand ins sozialistische Getriebe gestreut hat!*"[35]

Dies alles bedenkend, bin ich zu dem Schluß gekommen: Daraus, daß die Sowjetmacht im rückständigen Rußland nach der Oktoberrevolution auf sich allein gestellt blieb, verteidigte sie sich gegen ihre inneren und äußeren Feinde mit Mitteln und Methoden, die sich verselbständigten und zu einem System erstarrten, das nicht zum Sozialismus führte, führen konnte, weil es, wie sich zeigte, im sozialistischen Sinne nicht zu erneuern war – nicht zuletzt auch darum, weil es Menschen an die Macht gebracht hatte, die dazu außerstande waren, die das Volk entmündigten, statt ihm die Möglichkeit zu geben, sich zu politisch selbstbewußten, freien Produzenten zu entwickeln. Es brachte nicht den „neuen Menschen" auf den Weg, näherte sich nicht jener „Assoziation freier Produzenten" als die Marx den Sozialismus beschrieb.

Das schließliche Ergebnis der Oktoberrevolution erinnert an Friedrich Engels' Hinweis in einem Brief an die Russin Vera Iwanowna Sassulitsch vom 23. April 1885: „*Die Leute, die sich rühmen, eine Revolution gemacht zu haben, haben noch immer am Tag darauf gesehen, daß sie nicht wußten, was sie taten, daß die gemachte Revolution jener, die sie machen wollten, durchaus nicht ähnlich sah*."[36] Heinz Jung hat versucht, dem widersprüchlichen System einen Namen zu geben, er sieht eine „*reale Ambivalenz des Stalinismus als despotisches System, das gleichzeitig auch eine sozialetatistische Modernisierung der UdSSR und ihren Aufstieg zur Weltmacht durchgesetzt hat*".[37]

Bis hierhin, vermute ich, würde mir Hein folgen – vorausgesetzt, ich unterließe es, die historische Mission der Arbeiterklasse in Zweifel zu ziehen und die in sie gesetzten Erwartungen als eine aus dem Marxschen Geschichtsbild abgeleitete Spekulation zu nennen. Das hätte er nicht einräumen können und bei mir einen fehlenden Klassenstandpunkt ausgemacht. Mir hätte es weder genützt zu sagen, daß eine Spekulation

35 „Unsere Zeit", Düsseldorf, 24.11.1995.
36 Friedrich Engels, Ausgew.Werke in 6 Bd., Frankfurt/M 1982, Bd.VI, S.523.
37 Heinz Jung in „Z", Frankfurt/M, Nr.19, Sept.'94, S.240.

in der Wissenschaft ja nichts Anrüchiges sei, noch die Gegenfrage zu stellen, welche – Erfahrungen seit 1848, dem Erscheinungsjahr des „Kommunistischen Manifestes", vorliegen, die zwingend für die Übernahme dieser „historischen Mission" sprechen? Inzwischen sind hundertfünfzig Jahre vergangen. Die „Arbeiterklasse" hat sich anders als angenommen entwickelt und stellt sich heute als eine außerordentlich differenzierte Masse von Lohn- und Gehaltsempfängern dar – statistisch als „Unselbständige" zusammengefaßt – mit unterschiedlichen und gelegentlich gegensätzlichen Interessen, von keiner Idee zusammengehalten und zur Überwindung der bestehenden Gesellschaft motiviert. Verflogen sind alle Ansätze einer eigenen, der „historischen Mission" entsprechenden Kultur; in ihrer großen Mehrheit wurden sie zu Gefangenen des von den Herren der Medien geprägten „Zeitgeistes".

Das hätte Hein nicht gelten lassen. Er war im Glauben an die Arbeiterklasse erzogen worden, schon im Elternhaus; sie und nur sie werde die neue Welt schaffen. Dieses Vertrauen hatte ihm zeitlebens Kraft gegeben.

Für mich stand inzwischen noch mehr in Frage. Was als Kritik an Stalin begonnen und sich mit Zweifeln am Leninschen Parteimodell fortgesetzt hatte, führte inzwischen zu der Frage, inwieweit die Entwicklungen, die schließlich zum Scheitern des ersten modernen sozialistischen Versuches geführt hatten, nicht schon in Defiziten und Irrtümern Marxens angelegt sind. Marxkenner streiten darüber, deuten die klassischen Texte neu. Das wird nicht reichen. Was Marx für seine Zeit geleistet hat, das steht für die Gegenwart noch aus: eine tiefgründige Analyse des Kapitalismus. Welche Schlüsse aus ihr – unter Berücksichtigung der Erfahrungen mit dem „*realen Sozialismus*" – abgeleitet werden können, muß sich dann zeigen.

Was Hein und mich betrifft, würde ich heute versuchen, den Freund zu überzeugen, daß weder er noch ich in das Marxsche Denken tiefgründig genug eingedrungen sind, daß wir es uns nicht wirklich zu eigen gemacht und vor allem kritisch mit Blick auf die gesellschaftliche Wirklichkeit verarbeitet haben – auch wenn wir vieles im Orginal lasen und davon angetan waren. Nein, lieber Hein, wir haben Marx nicht studiert. Wir haben den von Stalin präparierten *Marxismus-Leninismus* gelernt – ein „*inhaltlich fixiertes und verwaltetes System aufgeschatzter und formelhaft weitergegebener Lehrsätze*", wie ihn der Soziologe Werner Hofmann beschrieb. Seine Auslegung überließen wir den apologetischen Theoretikern unserer Partei. Berufe dich nicht auf die Lenin-Schule. Als Du im Sommer 1931 in Moskau eintrafst, war der erste Herausgeber der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA), Genosse David Rjasanow, bereits als „verkappter Menschewist" verhaftet worden. Auch sein Stellvertreter und andere Mitarbeiter wurden erschossen oder in Lager gesteckt. Stalin – setzte der von Lenin angeregten Arbeit, ohne förmlichen Beschluß auf seine Weise de facto ein Ende. Der Generalsekretär hatte gespürt: Das Studium von Marx brachte Kommunisten immer wieder in Widerspruch zu seinen Weisheiten, Praktiken und deren Ergebnis.

Schon in der 30er Jahren hatte sich Stalin zum allein kompetenten Interpreten von Marx, Engels und Lenin erklärt und deren Werke in seinen Vorlesungen zu „*Fragen des Leninismus*" ausgelegt. Das schöpferi-

sche Potential des Marxschen Denkens ging dabei verloren, seine Methoden und Erkenntnisse hörten auf, die politische Tätigkeit zu stimulieren, beflissene Schriftgelehrte beuteten die Werke Marx', und Engels nur noch zur Rechtfertigung des von Stalin gewiesenen Weges aus.

Die als Wissenschaft ausgegebene „Weltanschauung" – ich habe es an mir erfahren – hatte etwas Verführerisches. Sie vereinfachte sowohl die Geschichte als auch die Fragen der Gegenwart. Antworten waren schnell zur Hand. Sie vermittelte ein Gefühl der Sicherheit, Zuversicht und Überlegenheit, verstärkt noch durch das Aufgehobensein im Kreis von – Gleichgesinnten, mit denen ich mich auf der Straße der Sieger wähnte.

Ich sehe die kommunistischen Parteien, wie schon gesagt, als Kinder der Oktoberrevolution. Mit dem Zusammenbruch des „sozialistischen Lagers" entfiel ihr äußerer Bezugsrahmen, ein Rahmen, der sie 70 Jahre in allen Stürmen zusammengehalten hatte (Ernst Thälmann: „*Der Prüfstein für einen Kommunisten ist sein Verhältnis zur Sowjetunion*"). Und ich teile die Meinung des Marburger Politikwissenschaftlers Georg Fülberth, selbst langjähriges Vorstandsmitglied der DKP. Er verweist darauf, daß der Kapitalismus (im Ergebnis der wissenschaftlich-technischen Revolution) auf andere als die bisherige Weise produziert und Mehrwert realisiert, was nicht ohne Folgen für die politischen Strukturen bleibt und neue existentielle Probleme für die Menschheit schafft. „*Die alten Formationen*" – zu denen auch die herkömmlichen Parteien und ihr Selbstverständnis gehören – „*werden sich dabei so transformieren müssen, daß sie bald nicht mehr dieselben sind. Zur Würde einer kommunistischen Partei, die ihren Existenzgrund in der vierten Periode der kapitalistischen Entwicklung hatte, gehört die praktizierte Einsicht, daß sie zugleich mit ihr enden muß*."[38]

38 Georg Fülberth, KPD und DKP 1945-1990, Heilbronn 1990, S.179.

Für die Generation von Kommunisten, der Hein Meyn angehörte, die ihr Leben lang für eine bessere Welt zu kämpfen glaubte, ihre Leben aufs Spiel setzte und viele ihrer Genossen fallen sah, ist es schmerzlich zu erkennen, was Christoph Hein in „Die Ritter der Tafelrunde" – im letzten Jahr der DDR in Dresden uraufgeführt – eine seiner Figuren sagen läßt: „*Wir haben unser Leben für eine Zukunft geopfert, die keiner haben will*."

Im Kommunismus steckt immer auch eine religiöse Komponente, die die Gestaltung der Welt mit abstrakter Sinnstiftung für das Individuum verbindet. Der Marxismus als Theorie und wissenschaftliche Richtung hat damit allerdings nichts zu tun.
Für die Generation aus der alten KPD […] *war die Partei schon Selbstzweck und Lebensform, weil nur in ihr und mit ihr das Überleben als Kommunist möglich war. Diese Generationen sind in sehr hohem Maße altruistisch, aber für Sektenmentalität, Verhärtungen und Dogmatismus anfällig.*
Heinz Jung, Abschied von einer Realität…

30. März 1996. In diesem Monat wäre Hein Meyn neunzig Jahre alt geworden. Darüber, daß sich die kommunistische Partei in ihrer überkommenen Gestalt überlebt und, wie mir scheint, keine Zukunft hat, darin würde er Georg Fülberth und mir nicht folgen. Ich würde mit ihm darüber nicht mehr streiten; es hätte keinen Grund mehr dafür gegeben. Die Ende der 80er Jahre geführte Auseinandersetzung um die „zwei Linien" in der kommunistischen Bewegung ist längst ausgestanden. Damals hatte Hein, ich berichtete schon davon, seinen Namen weder für die „Bewahrer" noch die „Erneuerer" hergegeben. Die Repräsentanten der ersteren besaßen nicht mehr sein Vertrauen, die Ansichten der anderen waren ihm zu fremd. Dieser Einstellung, dieser Haltung hatte ich gerecht werden wollen, das hatte mir Kopfzerbrechen bereitet, seit ich vorsorglich an meiner versprochenen Totenrede arbeitete. Inzwischen ist auch das Problem gegenstandslos.

Die „Erneuerer" haben sich in dem Maße verflüchtigt, wie sich die Erneuerung des „*realen Sozialismus*" und der kommunistischen Bewegung als Illusion erwies, haben sich eine neue politische Heimat gesucht oder ins Private zurückgezogen. Die meisten der fast fünfzigtausend Mitglieder verließen die Partei. Sechstausend, heißt es, halten weiter zusammen. Hein würde zu ihnen gehören.

Sie rüsten gerade zu einem Parteitag. Ihr Sprecher Heinz Stehr – einen Vorsitzenden gibt es nicht mehr – hat sie über den Zustand der Partei informiert, Bilanz gezogen und auf die Aufgaben verwiesen. Stark überaltert sei die Partei, mit neuen Mitgliedern aus der mittleren und älteren Generation könne man nicht rechnen, die Zukunft hänge davon ab, ob man bei der Jugend politische Resonanz findet. Bisher allerdings sei es nur hier und da gelungen, junge Mitglieder für die Partei zu gewinnen. So kommt es, daß von der Partei generell „noch zu wenig zu sehen und zu spüren" sei.

Der verschworenen Gemeinschaft der Genossen erscheint die Partei alle zwei Wochen in Gestalt ihrer Zeitung.[39] „Unsere Zeit" listet ihnen das Elend der Verhältnisse auf, Stoff genug stellt das Leben bereit; sie bestärkt ihre Leser in der Gewißheit, daß eine „*revolutionäre Partei der Arbeiterklasse*", notwendiger denn je sei und verbreitet Hoffnung: Immerhin habe man es geschafft, „*in dieser tiefsten Niederlage überhaupt, die Existenz zu sichern und Voraussetzungen zu schaffen, erneut handlungsfähig zu werden*".[40]

Hans Heinz Holz, Philosophieprofessor in Groningen, hat das Selbstverständnis der Standhaften in Worte gefaßt: Sie seien das, wofür wir uns immer gehalten haben: die historische Avantgarde. Das bedeute auch, „*lange Zeit in der Minderheit, vielleicht sogar in einer verschwindend kleinen Minderheit zu sein*", wohl wissend, daß das Ziel in weiter Ferne liegt und der Klassenkampf von Rückschlägen und Niederlagen begleitet ist. „*Rückgrat und Selbstsicherheit der Avantgarde ist die Erkenntnis, daß sie das Gesetz des geschichtlichen Fortschritts begreift und daß es – in unserer heutigen Weltlage – nur die Alternative gibt: Vernünftige Gesellschaftsordnung ohne Vorherrschaft von Kapitalinteressen oder Untergang der Menschheit*".[41] Der Vordenker hatte in seinem jüngsten Werk die Parteiführung auf die Notwendigkeit hingewiesen, die *theoretische Schulung anzuregen, Material dazu bereitzustellen und die weltanschaulich-theoretische Bildung zu institutionalisieren*. Das ist mir vertraut. Die Partei hat der Schulung immer größte Bedeutung beigemessen, an Organisation und Material nicht gespart. Sie vermittelte ein Bild, eine Anschauung der Welt, die uns Mut machten, unserem Kampf und unserem Leben einen Sinn gaben, unsere Ziele als real erscheinen ließen – und d a r u m als Wahrheit angenommen wurden. Die gemeinsame Weltanschauung festigte unsere Reihen, zumal wir unser Lernen für das Studieren einer Wissenschaft hielten, einer in ihrer Wahrheit *allmächtigen*, wie es hieß und wie wir glaubten.

In einer Zeit der Ratlosigkeit, der Resignation und Anpassung, angesichts einer Vielzahl von miteinander verwobener existentieller Probleme ist es beruhigend, eine einfache Antwort bereit zu haben, zu glauben, man habe die Verhältnisse begriffen, wisse, was zu tun sei. Alt geworden, fühlt man sich geborgen in einer Gemeinschaft, in der man sich mit

39 Ab Mitte 1996 erschien „Unsere Zeit" wöchentlich. Die eher basisdemokratischen Sprecherfunktionen wurden abgeschafft. Ein Parteitag wählte Heinz Stehr zum Vorsitzenden.

40 „Unsere Zeit", Düsseldorf, 26.01.1996, S.17.

41 Hans Heinz Holz, Kommunisten heute - Die Partei und ihre Selbstanschauung, Essen 1995.

den vertrauten Begriffen verständigen kann und mit seiner Biographie gut aufgehoben ist. Allen, die ihr Leben lang für den Sozialismus gekämpft haben, um am Ende festzustellen, daß er ferner denn je ist, fällt es leichter, den Zerfall des *sozialistischen Lagers* und den Niedergang der kommunistischen Bewegung in dem Glauben zu ertragen, daß die Geschichte letztlich doch auf einen Sozialismus zuläuft, wie man ihn sich vorgestellt hat. Der 90jährige Wirtschaftshistoriker Jürgen Kuszynski räumt in seinen Memoiren ein – er gab ihnen den Titel „*Ein hoffnungsloser Fall von Optimismus*" , daß er den Sozialismus zwar nicht mehr erleben werde – „*aber die Vorfreude auf ihn lasse ich mir nicht nehmen*". Der Jüngste Tag wird kommen.

Nach der Erfahrung, daß dieses Weltbild uns nicht nur sehend, sondern auch blind gemacht hat, vieles in falsches Licht rückte und uns gegen andere Gedanken abschirmte, nach diesen Erfahrungen bin ich skeptisch gegenüber der angestrebten Schulung. Wer wird den Stoff für die Schulung aufbereiten? Worauf werden sich die Propagandisten stützen? Der Marxismus-Leninismus ist als Rechtfertigungsdogma „realsozialistischer" Politik und Macht bloßgestellt. Um die wissenschaftliche Hinterlassenschaft von Marx und Engels wird im Kreis ihrer verbliebenen Schüler heftig gestritten.

Was mir die *institutionalisierte Schulung* jedoch vollends suspekt macht, das ist die Absicht, den alten Dünkel, dem wir erlagen, erneut zu beleben, den Dünkel, das Wissen um das *Gesetz des geschichtlichen Fortschritts* allen anderen voraus zu haben und damit zur Avantgarde aufzusteigen. Dieser Hochmut hat uns engstirnig gemacht, und dort, wo Macht hinzukam, hat er nicht nur für Andersdenkende verhängnisvolle Folgen gehabt, sondern auch entscheidend zum Scheitern beigetragen.

So wie mein Leben verlief, ist es verständlich, daß ich die Diskussionen der Philosophen, Historiker und Gesellschaftswissenschaftler weiter mit Interesse verfolge und versuche, mir eine Meinung zu bilden. Unabhängig davon bringe ich mich in dem für mich noch erreichbaren Umfeld, meinen verbliebenen Kräften entsprechend, ein, wenn es gilt, eine mir gerecht erscheinende Forderung zu unterstützen oder eine Gefahr abzuwenden. Wenn Nachgeborene nach den vergangenen Zeiten fragen, berichte ich, wie ich sie erlebt habe. Doch die Arche kommunistischen Hochmuts will ich nicht wieder besteigen.

Die Generation, die dieses Jahrhundert durchschritten hat, sollte sich eingestehen, daß ihre Vergangenheit für die Zukunft keine Rolle mehr spielt. Das ist darum so, weil, wie Eric Hobsbawm es in seinem historischen Kompendium „Das Zeitalter der Extreme" ausdrückt, „*die alten Karten und Pläne, die Menschen und Gesellschaften durch das Leben geleitet haben, nicht mehr der Landschaft entsprachen, durch die wir uns bewegten, und nicht mehr dem Meer, über das wir segelten*". Anders gesagt: Unsere Erfahrungen taugen nichts zur Lösung der anstehenden Probleme, und die Orientierung fällt uns schwer.

Doch ich hoffe, daß sich Kräfte finden und formieren werden, eine bessere Gesellschaft gegen die bestehenden Verhältnisse durchzusetzen, eine Gesellschaft, wie sie uns als Sozialismus vorschwebte. – Was die Wege dahin betrifft, möchte ich an die Jungen weitergeben, was Hein Meyn meinem Sohn als Widmung in seine Erinnerungen schrieb:

„*... die Wege dahin wird Eure Generation sich selbst unter veränderten Verhältnissen suchen müssen*." Wie gesagt, mit den zu unserer Zeit gesammelten Erfahrungen werden die Jungen wenig anfangen können, die Haltung jedoch, die die Meyns auszeichnete, der Imperativ ihres Lebens, wird im Ringen um eine humane Welt hilfreich sein: „*Se könnt keene Unminschen ut uns moken!*"